Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von
Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges drittes Stück.

Leipzig, 1782.
auf Kosten des Verfassers.
In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

I.

Von der Orthographie fremder Nahmen und Wörter.

Die fremden Wörter und Nahmen, welche ein Deutscher zuweilen zu schreiben genöthigt ist, sind von gedoppelter Art; entweder haben sie schon das Deutsche Bürgerrecht erhalten, und sind Deutschen Wörtern in der Bildung, Gestalt und Aussprache gleich gemacht worden, wie Fieber, Fiebel, Kanzel, Priester u. s. f. oder sie sind Fremdlinge, und können nicht anders als Fremdlinge aufgeführet werden. Die erstern machen keine weitere Schwierigkeit, weil sie einmahl als Deutsche Wörter aufgenommen sind, und daher auch nach der Sitte aller übrigen Deutschen Wörter geschrieben werden müssen. Diese Wörter wieder ihrer alten ursprünglichen Form zu nähern, kann nur der höchste Mißbrauch der Etymologie anrathen. Mehr Schwierigkeiten macht die zweyte Classe von Wörtern.

Diese Schwierigkeit rühret denn daher, weil diese Wörter aus sehr verschiedenen Sprachen entlehnet sind, welche in ihrer Aussprache und Schrift verschiedenen einander oft entgegen gesetzten Analogien folgen, da es

denn nicht allemahl deutlich ist, ob man sie nach ihrer eigenen Analogie richten, oder ob man sie der Deutschen Analogie unterwerfen soll. Daß das letzte ohne Ausnahme nicht thunlich ist, hätte schon daraus erhellen können, weil diese Wörter nicht als Bürger, sondern als Fremdlinge aufgeführet werden, und daher auch billig im äußern als solche kenntlich gemacht werden.

Indessen fand man in der Art und Weise, diese Wörter zu schreiben, nicht zu allen Zeiten Schwierigkeiten, indem die Hochdeutsche Orthographie hierin sehr vernünftigen Analogien folgte, ob es gleich von Zeit zu Zeit einzele Glieder gab, welchen diese Analogien nicht einleuchteten, und sich daher eigene Abwege bahnten. In den neuesten Zeiten, da die Empfindung des Wahren, Schicklichen und Anständigen in der Sprache in den Deutschen Provinzen so sehr abgenommen hat, sind die Abweichungen auch hierin überaus zahlreich geworden, und manche Schriftsteller dieser Art, sind in ihrer seltsamen Schrift der fremden Wörter kaum les'bar. Ich will die Gesetze, welchen die bessere Hochdeutsche Orthographie in Ansehung dieser Wörter bisher gefolget ist, mit ihren Gründen, kürzlich zu entwickeln suchen, wobey denn das Unschickliche aller Neuerungen dieser Art von selbst in die Augen leuchten wird. Weitläufiger habe ich davon in dem letzten Abschnitte meines

nes Lehrgebäudes gehandelt, welcher von dem Verleger unter der Aufschrift der Deutschen Orthographie auch besonders verkauft wird.

Man erinnere sich vorläufig wieder, 1. daß die möglichst leichte Verständlichkeit sowohl für das Auge als für das Ohr die erste und höchste Absicht der Schrift ist, und 2. daß die Hochdeutsche Schriftsprache die Sprache der höhern Classen der Nation ist, daher die möglichst leichte Verständlichkeit nach ihnen, nicht aber nach den untern Classen bestimmt werden muß; und 3. daß die fremden Wörter, welche zuweilen im Deutschen geschrieben werden müssen, aus sehr verschiedenen Sprachen herstammen, welche oft entgegen gesetzten Analogien folgen, daher an eine einförmige Analogie nicht zu gedenken ist, wenn nicht die möglichst leichte Verständlichkeit auf eine oder die andere Art verletzet werden soll.

Die fremden Wörter sind von gedoppelter Art; indem sie entweder aus fremden Sprachen herstammen, d. i. solchen, deren Bau dem größten Theile der Schreibenden unbekannt ist, wohin unter andern alle Wörter aus morgenländischen Sprachen gehören; oder es sind solche, welche aus bekannten Sprachen entlehnet sind, deren Bau dem größten Theile der Schreibenden in den obern Classen bekannt ist. Beyde müssen nach verschiedenen

Analogien behandelt werden, je nachdem die möglichst leichte Verständlichkeit sie erfordert.

I. Wörter aus fremden Sprachen.

Fremde Sprachen nenne ich, wie schon gedacht, hier solche, deren Bau und Analogien dem größten Theile der Schreibenden unbekannt sind; wohin besonders alle aus morgenländischen Sprachen entlehnte Wörter gehören. Viele dieser Wörter sind durch die Kreutzzüge, durch die Reisen nach Palästinam, durch die Arabische Gelehrsamkeit der mittlern Zeiten, und selbst durch die Deutsche Bibel-übersetzung im Deutschen gangbar gemacht, und dabey nicht selten auf eine oder die andere Art verändert worden. Beyspiele sind: Muselmann, Amurath, Mahomed, Vezier, Karawane, Ottoman, Moschee, Janitschar, Hegira, Isaac, Israel, Jacob, Hiskias u. s. f. In vielen hat man außer andern Abänderungen auch den den Morgenländern so häufigen Zischlaut mit dem sanftern s vertauscht, um das Wort den Abendländern wohlklingender zu machen; wohin Sorbet, Bassa, und von biblischen Nahmen Moses, Absalom, Ahasverus, Arthasasta, Gosen, Assur, Josua, Jerusalem u. s. f. gehören. Soll man diese Wörter nach ihrer gangbaren Aussprache schreiben, oder soll man ihnen ihre ursprüngliche Gestalt wieder geben,

und sie Müsulman, Morad, Muhammed, Wessir, Kiermann, Oschman, Messched, Jenkidschäri, Hedsjera, Jitzchak, Jisräel, Jahacob, Chizkija, Abschalom, Ahaschaverosch, Arthaschschascht, Goschen, Aschschur, Jerohoschuäh und Jeruschaläjim schreiben und sprechen? Das letzte gewiß nicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Sprache haßt nichts so sehr als Wirkungen ohne Ursachen, oder mit andern Worten, nichts so sehr als willkührliche Veränderungen und Vorschriften. Die Bezeichnung des wahren Baues des Wortes oder der Abstammung ist daher nur in so fern nothwendig, als sie der möglichst leichten Verständlichkeit zu Hülfe kommt. Aber nun urtheile man selbst, was diese bey morgenländischen Wörtern gewinnen kann. Der Wortverstand gewinnet eben so wenig, man mag Wessir oder Vezier schreiben und sprechen, denn beyde gelten als eigene Nahmen, wobey man sich die Sache anschauend denkt. Die Verständlichkeit wird vielmehr durch die neuen Formen gestöret, weil unter hundert Lesern leicht neun und neunzig Morad und Amurath, Moschee und Mesched u. s. f. für sehr verschiedene Wörter halten, wenigstens die neuen Formen sehr unverständlich finden werden. Die Eingeweiheten der morgenländischen Gelehrsamkeit verhalten sich gegen den übrigen

Theil der Schreibenden und Lesenden vielleicht wie eins gegen 100000; nach ihrer Bequemlichkeit kann sich also der Sprachgebrauch nicht bequemen, sondern es ist billig, daß sie als bey weitem der schwächste Theil sich dem stärkern fügen. Die wahre Form des Wortes kann hier zur Verständlichkeit nichts beytragen, wohl aber selbige hindern, weil diese Wörter einmahl als Bürger angesehen werden, so gut als Kanzel, Priester, Pflaster, Fieber u. a. m. welche umzumodeln noch niemanden eingefallen ist. Es kommt noch hinzu, daß diese Wörter in den gangbaren Formen auf Deutsche Art decliniret werden können, Muselmann, des Muselmannes, die Muselmänner, der Janitschar, des Janitscharen, die Janitscharen, der Bassa, des Bassa oder Bassen, die Bassen, die Karawane, die Karawanen. Verstatten das die neuen Formen auch, oder soll jeder, welcher diese Wörter gebrauchen muß, sie auch auf ihre wahre Art decliniren lernen?

Hier heißt die Regel also so: in Wörtern aus fremden Sprachen von unbekanntem Baue beobachte die einmal gangbare Aussprache. Man vergesse dabey nicht, daß das, was hier unbekannt genannt werden kann, nach dem größten Theile der Schreibenden bestimmt werden muß.

II. Wörter

II. Wörter aus bekannten Sprachen.

Bekannte Sprachen sind hier solche, welche dem größten Theile der Schreibenden, entweder ihrem Baue nach bekannt sind, oder ihnen doch mehrmals in ihrer eigenthümlichen Sprache zu Gesichte kommen. Dahin gehören denn alle Wörter nicht allein aus den neuern Europäischen, sondern auch aus den ältern gelehrten Sprachen. Hier erfordert die möglichst leichte Verständlichkeit für das Auge, alle diese Wörter ohne Rücksicht auf die wahre oder gangbare Aussprache nach ihrer eigenen Analogie zu schreiben. Die Ursache ist leicht begreifflich. Die nächste Absicht der Schrift ist die möglichste Verständlichkeit. Soll diese erhalten werden, so muß das fremde Wort auch im Deutschen seine eigenthümliche Gestalt behalten, weil zweyerley Schreibarten nothwendig Dunkelheit und Irrthum verursachen müssen. Wer Kapadschio geschrieben findet, wird nicht wissen, was er lieset, sondern erst lange herum rathen, und sich das Wort erst in Gedanken nach seiner wahren Schreibart Capaccio hinschreiben müssen, ehe er weiß, was es für ein Nahme ist. Die verschiedene Schreibart störet hier die möglichst leichte Verständlichkeit eben so sehr, als verschiedene Schreibarten eines und eben desselben Deutschen Wortes. Aber, wendet man dagegen ein, durch diese Schreibart wird der Un-

kundige zu einer falschen Aussprache verleitet. Immerhin, ist er der fremden Sprache ganz unkundig, so gewinnet die Verständlichkeit für ihn nichts, er mag das Wort richtig oder falsch aussprechen. Der Nachtheil ist wenigstens unendlich geringer, als ein Wort, um des Unkundigen willen, selbst dem bessern Kenner zu verdunkeln. Überdieß ist die Hochdeutsche Schriftsprache eine Sprache der obern, nicht der ganz unwissenden untern Classen, welche sich eigentlich gar nicht mit fremden Wörtern und Nahmen bemengen sollten. Für diese ist Voltaire nicht; mögen sie doch seinen Nahmen immerhin falsch aussprechen, so ist das immer noch das geringste Übel, was er unter ihnen anrichten kann.

Doch da diese Sprachen wieder verschiedene Analogien unter sich begreiffen, so muß von jeder besonders gehandelt werden. Die fremden Wörter sind,

1. aus neuern Europäischen Sprachen. Alle diese Sprachen, so viel ihrer aus dem Lateine entstanden sind, sprechen anders, als sie schreiben. Ich habe die Ursachen dieser Erscheinung, welche oft sowohl von Einheimischen als Fremden für so ungereimt und thöricht ausgegeben worden, in meinem Lehrgebäude entwickelt, woraus erhellet, daß sie in der möglichst leichten Verständlichkeit gegründet ist, welche in so sehr vermischten Sprachen, nicht anders erhalten werden kann,

als durch die Bezeichnung der nächsten Abstammung für das Auge, wenn gleich die Aussprache sie verlassen hat. Der Deutsche hat noch eine Ursache mehr, diese Wörter nach ihrer eigenen Analogie zu schreiben; denn außer dem, daß er so, wie der Ausländer die nächste Abstammung durch die Schrift sichtbar machen muß, muß er auch dafür sorgen, daß diese Wörter denjenigen seiner Leser, welche sie aus der Ursprache anschauend kennen, nicht verdunkelt werden. Wer Schalong, Jurnal, Kawallier, Schenie u. s. f. geschrieben findet, muß sich diese Wörter erst in Gedanken in ihre eigenthümliche Schrift versetzen, wenn er sie verstehen will, und wohl ihm, wenn er bey Kahn, Lahn, (Caen, Laon,) u. s. f. die wahre Schreibart erräth. Die möglichst leichte Verständlichkeit erfordert, daß der Fremdling auch in der Schrift als ein Fremdling erscheine, folglich seine eigenthümliche Schreibart behalte, damit man ihn nicht mit dem Bürger verwechsele. Aber, wenn ihm nicht allein sein einheimisches Kleid genommen, sondern er gar in eine barbarische Tracht gekleidet wird, dann weiß man nicht, was man von einem solchen Schriftsteller denken soll. Akkord, Akzie, Akzise, Akzidenz, Akzent, akkurat, Lekzion u. s. f. sind solche barbarische Schreibarten, weil weder kk noch kz Deutsche Verbindungen sind.

Es gibt unter diesen fremden Wörtern, besonders aus der Französischen Sprache, einige, welche entweder ganz oder doch in einer oder der andern Sylbe auf Deutsche Art ausgesprochen werden; wie Credit, Cader, Affront, Concert, Coujon, Project, Officier, Courier u. s. f. Vermuthlich waren diese Wörter einmahl auf dem Wege, mit dem Bürgerrechte begabet zu werden, welches aber nachmahls, da sich die Sprache mit mehr Feinheit in der heutigen Hochdeutschen Mundart auszubilden anfing, unterblieb. Aber um deswillen ist es auch unbillig, sie in der Schrift Deutschen Wörtern gleich zu machen.

2. Aus der Lateinischen Sprache. Man hat seit einiger Zeit hin und wieder versucht, alle dergleichen Wörter mit gleich lautenden Deutschen Buchstaben zu schreiben: Konkurrenz, Konsonant, zelebriren, Zizero, Zipio, Zitazion, Konkordanz, das Akzessit u. s. f. Das erste, was einem jedem Leser einfallen muß, wenn er dergleichen Schreibearten siehet, ist der Zweiffel, ob ihr Verfasser auch wohl den geringsten Römischen Geschmack haben muß, da er es über seine Empfindung bringen kann, Römische Wörter in eine ausländische folglich barbarische Tracht zu kleiden. Es vereinigt sich hier nicht mehr als alles, dergleichen Schreibearten für höchst verwerflich zu erklären. 1. Die Unschicklichkeit, ein Römisches Wort in einer barbarischen

Tracht aufzustellen. 2. Die Unschicklichkeit, ein ausländisches Wort in ein einheimisches Gewand zu hüllen; und 3. die möglichst leichte Verständlichkeit, indem die Lateinische Sprache zu den bekanntern gehöret, deren Wörter dem größten Theile der Schreibenden auf eine oder die andere Art in ihrer eigenthümlichen Schreibart zu Gesichte kommen, daher die Verschiedenheit der Schrift Dunkelheit und Anstoß machen muß. Hingegen hat man für die Neuerung nichts aufzuweisen, als das Neue, und allenfalls die gewiß nicht rühmliche Bequemlichkeit, über die wahre Schreibart des fremden Wortes nicht lange nachsinnen zu dürfen. Man lasse die niedern Classen dergleichen Wörter verunstalten, wie sie wollen; Personen von feinerm Geschmacke und bessern Kenntnissen sollten sich billig auch hierin von dem großen Haufen unterscheiden.

Viele aus dem Lateinischen entlehnte Wörter haben am Ende eine Deutsche Ableitungssylbe bekommen, da z. B. is in er, ulus, ula, ulum, in el u. s. f. verwandelt, oder auch wohl der Biegungslaut weggeworfen wird. Titel, Clausel, Fabel u. s. f. Ich habe in meiner Sprachlehre und dem Lehrgebäude bey Gelegenheit der Declination der fremden Wörter umständlich davon gehandelt. Da diese Endsylben wirklich Deutsch sind, so werden sie auch billig auf Deutsche Art

geschrie=

geschrieben; und da es alsdann oft geschiehet, daß ein t oder c vor der Endsylbe zu stehen kommt, wovon das erste wie z, das letzte aber bald wie k, bald wie z ausgesprochen werden muß, so erfordert alsdann freylich die Noth, die beyden fremden Buchstaben mit gleich lautenden Deutschen zu vertauschen, um die Aussprache nicht zu verdunkeln: Properz, Terenz, Horaz, Duodez, Sedez, Fabrik, Logik, Apotheke, Artikel, Matrikel, weil Propert, Terent, Sedec, Fabricen, Matricel zu einer falschen Aussprache verleiten würden.

Man könnte einwenden, daß diese doppelte Schreibart in einem und eben demselben Worte den guten Geschmack gleichfalls beleidige. Allein der Einwurf beweiset zu viel, weil er das auf diese Art mit einer Deutschen Endsylbe versehene Wort selbst angreifft. Kann der gute Geschmack dieses ertragen, so muß er auch durch die darauf gegründete Schreibart nicht beleidiget werden.

3. Aus der Griechischen Sprache. Die aus dieser Sprache herstammenden Wörter machen freylich eine unangenehme Ausnahme, und ohne gewaltthätige Zerhauung des Knotens läßt sich hier keine einförmige Analogie beobachten.

Zuvörderst kommt es dabey auf die Frage an, ob diese Sprache in Rücksicht auf den größten Theil der Schreibenden zu den bekannten oder unbekannten gehöret.

ret. Zu den bekannten kann man sie nicht rechnen, weil die Gelehrten immer nur den kleinsten Theil der obern Classen ausmachen. Überhaupt würde auch diese Frage hier von keiner großen Wichtigkeit seyn, weil das Griechische Alphabet, besonders in Ansehung des k und z, so ziemlich mit dem Deutschen überein kommt, daher die Griechischen Wörter, wenn man sie auch nur nach der bloßen Aussprache schreibt, immer auf Griechische Art geschrieben werden.

Allein es ist nur der Umstand dabey, daß die Lateiner alle Wörter und eigene Nahmen, welche sie aus dem Griechischen überkamen, auf ihre Art schrieben, und folglich das Griechische k mit ihrem gleich lautenden c vertauschten. Da die Aussprache des letzten Buchstabens in der Folge verfälschet ward, so bekamen auch die damit geschriebenen Griechischen Wörter eine unrichtige Aussprache, und aus Kylinder, Kymbel, Kypern, Kentaur, Kerberus, Kepheus, Kekrops, Thukydides, Kimon u. s. f. wird Cylinder, Cymbel, Cypern, Centaur, Cerberus, Cepheus, Cecrops, Thucydides, Cimon. Da diese und viele andere ähnliche Wörter unter dieser Aussprache einmahl allgemein sind, so verbiethet die möglichst leichte Verständlichkeit, sich an ihnen zu vergreiffen, und hier gilt das erste Grundgesetz der Schrift, schreib wie du sprichst. Die

wenigen,

wenigen, welche diese Wörter in ihrer eigenen Schrift zu sehen bekommen, und welchen diese Schreibart ein Anstoß seyn könnte, kommen gegen die große Anzahl der übrigen in keine Betrachtung. Und denn kann am Ende auch der Anstoß so groß nicht seyn, weil sie an diese Formen schon aus der Lateinischen Sprache gewöhnet seyn müssen.

Indessen gibt es viele vermittelst des Lateines zu uns gekommene Wörter, welche der Aussprache unbeschadet, auf Griechische Art, folglich Statt des c mit einem k geschrieben werden können: katholisch, Kritik, Katheder, kanonisch, Katechismus, Katharina, Kadmus, welche man sonst catholisch, Critik u. s. f. schrieb. Die erste Schreibart ist seit einiger Zeit unter dem gelehrtern Theile der Schreibenden sehr gangbar geworden, dagegen der ungelehrtere, obgleich übrigens gesittetere und feinere Theil, der ältern Schreibart folgt und folgen muß, weil die Griechische Sprache für ihn unter die unbekannten gehöret.

Die Wahrheit zu gestehen, glaube ich nicht, das der gelehrte Stand zu dieser Absonderung berechtiget gewesen ist. Er macht gegen die übrigen Glieder der obern Classen nur den kleinsten Theil aus, hat folglich an der Ausbildung der Sprache nur den geringsten Antheil. Es ist ein Vorurtheil, wenn er sich mehr beyleget,

leget, oder wohl gar glaubt, daß er es sey, der die Sprache gebildet habe. Doch davon zu einer andern Zeit.

Die möglichst leichte Verständlichkeit gewinnet nichts; man mag katholisch oder catholisch schreiben, kann aber wohl für den ungelehrtern Theil verdunkelt werden, weil er ein ihm so lange bekanntes Wort in einer ungewöhnlichen Gestalt erblicket. Dieser ungelehrte Theil ist nicht bloß der untere, welcher hier in keine Betrachtung kommen würde, sondern der obere, der eigentlich die Schriftsprache gebildet hat, und gegen welchen der Griechisch-gelehrte Theil der Zahl nach wirklich sehr unbedeutend ist, und doch ist es nur dieser, der diese Schreibart mit Kenntniß und Bewußtseyn gebrauchen kann. Indessen ist der Riß einmahl geschehen, und da die kleine Eitelkeit, Griechisch gelehrt zu scheinen, ihn unterstützt, so wird er wohl fortdauern.

2.

Von dem mildernden e der Deutschen.

Mehr als einmahl haben oberdeutsche Schriftsteller den Hochdeutschen vorgeworfen, daß sie die alte regelmäßige Deutsche Sprache verderbt, und sie besonders durch das so vielen männlichen und sächlichen Wörtern angehängte weibliche e nicht allein schlüpfrig, sondern auch unregelmäßig und abweichend gemacht haben. Wozu, spricht man, Knabe, Bube, Löwe, Affe, Schwabe, Sachse, Götze, mit der weiblichen Endung, und gar böse, feige, müde, enge? Knab, Bub, Löw, Aff, Schwab, Sachs, Götz, bös, feig, müd, eng, sind nicht allein regelmäßiger, sondern klingen auch männlicher.

Ich werde ein anderes Mahl untersuchen, ob wir im Deutschen wirklich ein weibliches e haben; hier will ich bloß bey demjenigen e stehen bleiben, welches um des Wohlklanges willen nicht allein manchen männlichen und sächlichen Substantiven, sondern auch vielen Beschaffenheitswörtern angehänget wird. Wenn sich zeigen läßt, daß sich die Sprache, von ihrer frühesten Ausbildung an, dieses Mittels bedienet hat, sich zu verfeinern

und wohlklingender zu machen, und daß die neuere Hochdeutsche Mundart dabey weiter nichts gethan hat, als daß sie auf diesem von der Nation lange vor ihr schon gebahnten Wege mit Verstand und Bewußtseyn fortgegangen ist: so muß der Vorwurf der Sprachverderbung nicht allein verschwinden, sondern auch auf die heutigen Oberdeutschen Mundarten zurück fallen, welche hier in der Cultur der Sprache wieder rückwärts gegangen sind, und wieder Härten in die Sprache eingeführet haben, welche selbst die ältere Hochdeutsche Schriftsprache längst abgelegt hatte.

Überhaupt ist dieser ganze Vorwurf ein Beweis der überall so sehr herrschenden seichten Sprachkenntniß, wo man immer entweder nur eine Analogie siehet, und die übrigen verkennet, oder auch einer richtigen Analogie willkührliche Gränzen setzet. Man sahe, daß so viele weibliche Substantive sich auf ein e endigen, und machte daraus den übereilten Schluß, daß dieses e eine wahre weibliche Endung sey, und daß es daher fehlerhaft sey, es andern Wörtern als weiblichen Substantiven anzuhängen.

Ich nenne dieses e das mildernde, oder wenn man einen Lateinischen Ausdruck verlangt, das e euphonicum, um es sowohl von dem so genannten weiblichen e, als auch von verschiedenen Arten des Biegungs e, als

endlich auch von dem Ableitungs e für Abstracta, (Güte, Nässe, Schwere,) zu unterscheiden. Einige Sprachlehrer verwechseln sowohl dieses als die eben genannten Arten des e mit dem stummen e der Franzosen, irren aber gar sehr, wenigstens in dem Nahmen, indem die Deutsche Sprache kein stummes e kennet, sondern es in allen Fällen deutlich hören lässet.

Alle Sprachen, welche wir nur kennen, sind in ihrem rohen Zustande mit Consonanten überladen, und das aus der auch aus andern Gründen erweislichen Ursache, weil die Consonanten der wesentlichste und ausdrückendste Theil jeder Sprache sind, die Vocale aber nur die Höhe und Tiefe des characteristischen Lautes bezeichnen. Wenn sich ein Volk so weit verfeinert, daß es die Härte einer solchen Consonanten-reichen Sprache empfindet, so hat es einen gedoppelten Weg, solche zu mildern; entweder mit Beybehaltung der ganzen Einrichtung, die gehäuften Consonanten mit mehr Feinheit auszusprechen, auf welche Art sich die Slavonischen Mundarten ausgebildet haben; oder überflüssige Consonanten wegzuwerfen, und andere durch Vocale zu trennen, und überhaupt, jedem Consonanten, so weit es ohne Zerstörung des Grundlautes geschehen konnte, seinen eigenen Vocal zu geben. Diesen Weg sind so viele andere, und

unter andern auch die übrigen Europäischen Sprachen gegangen.

Es würde unnöthig seyn, dieses aus der ganzen Einrichtung der Sprachen zu zeigen, daher ich hier nur bey demjenigen Vocal stehen bleibe, welcher zur Milderung der Härte manchen Wörtern am Ende beygefüget wird, und wozu man in allen Sprachen immer gern das e gewählet hat, weil es der gleichgültigste Vocal ist, dessen Laut am wenigsten bezeichnet, dagegen in *a*, o und u die Tiefe, Größe u. s. f. und in dem *i* die Höhe, das Kleinliche u. s. f. zu sehr hervor sticht. Zum Beyspiel, die Französische Sprache, Coude, Crane, Pouce, Ventre, Homme, Service, Pseaume, Pere, frere, Diable, Monde, Fable, Tonnerre, Verre, Coffre, Lievre, Cercle, Peigne, Ane, Singe, Aigle, Cigne, Cicogne, Tremble, und hundert andere mehr. So auch die Englische; sowohl in Substantiven, und zwar nach gedehnten Vocalen, House, Jape, Jade, Knave, (Knabe,) Knife, Kite, Ripe, Lade, Lane, Leave, Sieve, Slime, Slave, (Sclave,) Snake, Smite, Smoke, Ape, (Affe,) Bale; nach geschärften, Horse, Incle, Lapse, Leage, Sledge, Bugle, Bristle, Bridge u. s. f. als auch in Beschaffenheitswörtern, lame, late, bare, base, brave, brittle, und selbst in Infinitiven, to bathe, to baffle, to ap-

 prize,

prize, to appose, und vielen andern mehr. So sehr man auch von der Sprachmeister-Philosophie alles erwarten kann, so ist mir doch kein fremder Sprachlehrer bekannt, der das e in diesen und allen übrigen Wörtern für einen Mißbrauch des weiblichen e ausgegeben, und es wieder wegzuwerfen angerathen hätte. So etwas konnte nur Deutschen Sprachmeistern einfallen.

Es ist sehr leicht zu zeigen, daß sich auch die Deutsche Sprache von ihrer ersten Ausbildung an, eben desselben Mittels bedienet hat, die Härte der Sprache zu mildern, und den Wörtern mehr Flüssigkeit und Wohlklang zu geben. Zwar kennen wir sie in ihrem ganz rohen Zustande nicht mehr, denn in denjenigen Jahrhunderten, aus welchen unsere ältesten Überbleibsel sind, war sie schon gar sehr verfeinert und ausgebildet worden, so wie die Nation selbst schon in engern bürgerlichen Gesellschaften lebte, und einigen Vorschmack von Künsten, Wissenschaften und Sitten hatte. Wir finden daher die mildernden End-Vocalen, auch schon von den frühesten Zeiten an, nur mit dem Unterschiede, daß die verschiedenen Grade der Cultur sich auch in diesem Umstande sehr merklich zeigen.

Vor dem zwölften Jahrhunderte, da die Körper, folglich auch die Sprachwerkzeuge noch sehr grob und ungeschlacht, und die Kenntnisse noch sehr ungebildet

waren, wandte man dieses Mittel bey nahe ohne allen Unterschied an, und verlängerte jedes Wort, es mochte ein Wurzelwort oder abgeleitetes seyn, durch einen Vocal. Die dunkele Empfindung sagte zwar, daß Flüssigkeit und Wohlklang eine Verlängerung des Wortes erforderten; allein nicht, wenn und wie dieses geschehen müsse, wozu die Sinnen noch zu stumpf, und das Gefühl noch zu roh war. Merkwürdig ist, daß man dabey mehr auf das tiefe o als einen andern Vocal fiel, wovon man die Ursache in der rauhen Empfindungsart und in den ungeschlachten Sprachwerkzeugen zu suchen hat. Franko, ein Franke, Githanko, Gedanke, follo, voll, guoto, gut, cleinero, kleiner, ofto, oft, gerno, gern, giuuisso, gewiß, lioblicho, lieblich, schono, schön, Riso, ein Riese. Seltener, aber doch zuweilen, ward ein anderer Vocal dazu gebraucht: gimeini, gemein, oba, ob, ana, ohne, obana, oben, frua, frühe, unde, und, fone, von, ane, ohne, fore, vor, Irlosare, Erlöser, ketriuue, getreu. Ja man wandte dieses Verfeinerungsmittel mit so wenig Beurtheilungskraft an, daß man den Vocal auch den Biegungssylben, besonders in der Declination anhing, wodurch die Biegung nothwendig sehr verdunkelt werden mußte. Franckono, die Franken, themo, dem, thero, der, (wovon noch unser Dero, Ihro,) them ho-

 hemo,

hemo, dem hohen, thiu redinu, die Reden, thero redino, der Reden, imo, ihm, therera, derer, in thesemo, in diesem, minemo, meinem, minero, meiner, allero, aller; er gieng uz also briutegemo uzer sinero briute chamero, Notker.

Unter den Schwäbischen Kaisern im zwölften und dem folgenden Jahrhunderte, zeigen sich Verfeinerung, Geschmack und Sitten schon in einem weit bessern Lichte, ob es gleich immer nur die Morgenröthe der folgenden Aufklärung war. Diesen Wachsthum an Gefühl und Einsicht merkt man sehr deutlich an allen Theilen der Sprache. Um hier nur bey dem mildernden Vocal stehen zu bleiben, so verlieren sich das o, u und die übrigen Vocale nunmehr ganz, und das e wird zur Milderung der Aussprache nur noch allein gebraucht. Zugleich wendet man es schon mit mehr Verstande an, indem man es selten mehr an abgeleitete Wörter, und niemahls mehr an gebogene Casus hängt, aus dem richtigen Gefühle, daß abgeleitete und gebogene Wörter schon als solche mehrsylbig sind, und daher dieser Verlängerung zu ihrer Flüssigkeit nicht bedürfen. Swenne wenn, danne, abe, ab, umbe, darumbe, so rechte schone, verre, fern, Herze, Frowe, die Frau, schiere, Geselle, der Gesell, stete, stets, so wer min truren kleine, der Meie, der May, sere, sehr, lichte,

unde,

unde, und, min Wille, mitte, mit, hey Herre Gott! gerne, Frowe minne wis min botte (Bothe,) alleine, mere, mehr, sanfte, sanft, gelinde, gelinde, Gesinde, truobe, trübe, fremde, ze spade, zu spät, hine, hin, ine, in, nahe, balde, ir lib ist so reine, der Mane, der Mond, Tore, alzelange, Ende, Rife, der Reiff, hüte, heut, der Name, lute, laut, und tausend andere mehr. Selten daß noch ein abgeleitetes oder gebogenes Wort mit diesem e versehen wird: ze schaffene, zu schaffen, kuniginne, sicherliche, ime, ihm, lobeliche, löblich.

Die Schwäbischen Sprachlehrer, welche den Obersachsen Sprachverderbung Schuld geben, müssen niemahls die Schriften ihrer Vorfahren angesehen haben, weil es sonst unbegreifflich ist, wie sie den Obersachsen vorwerfen können, daß sie aus Unwissenheit das weibliche e männlichen Wörtern angehänget haben, welchen es nicht zukomme, indem alle die Wörter, welche in dem heutigen Hochdeutschen das mildernde e haben, dasselbe schon zu den Zeiten der Schwäbischen Dichter hatten. Allein, da nach dem Abgang des Schwäbischen Hauses der Geschmack und Wohlstand in den Oberdeutschen Provinzen abnahmen, und die Begriffe eingeschränkter, das Gefühl härter, und die Sitten rauher wurden, so ward auch die Sprache wieder rauher und

härter, und unter andern verlor sich auch das mildernde e wieder, und aus Bube, Knabe, böse, Franke, Schwabe, schnöde u. s. f. ward nun wieder Bub, Knab, bös, Frank, Schwab, schnöd, was es vor der ersten Ausbildung der Sprache gewesen war; es müßte denn seyn, daß sich diese Art der Verfeinerung nie bis zu den niedern Mundarten erstreckt hat, dagegen sie in der Schriftsprache nie ganz ausgestorben ist, wohl aber oft gemißbraucht, und ohne Noth und Ursache angewendet worden.

Als sich diese Schriftsprache in Obersachsen von dem sechzehenten Jahrhunderte an zu der heutigen Hochdeutschen ausbildete, so schränkte sie auch dieses e, welches bisher ohne Wahl und Absicht gebraucht ward, und dadurch die Sprache schleppend und schwankend machte, in gewisse bestimmte Gränzen ein, und behielt es nur da bey, wo es wirklich den Wohlklang befördern konnte. Zuvörderst verbannete sie es von allen gebogenen Wörtern, von allen abgeleiteten Wörtern, und von allen Partikeln. Von allen gebogenen Wörtern, weil es hier nothwendig die Biegung verdunkeln und unkenntlich machen mußte. Deme, die Bürgermeistere, die Gebrüdere, u. s. f. welche Formen zum Theil noch in der Kanzelleyschrift leben. Nur hüte man sich, das e des Datives, da wo es characteristisch ist, und zu dem Wesen

sen der Declination gehöret, mit hierher zu rechnen, und es unter diesem Vorwande gleichfalls wegwerfen zu wollen. Die erste, zweyte und sechste Declination nach meiner Eintheilung können es im Dative eigentlich nicht entbehren, ob es hier gleich im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart häufig verbissen wird. Von abgeleiteten Wörtern, weil diese ohnehin schon mehrsylbig sind, daher ein solcher Anhang sie nicht nur schleppend machen, sondern auch die Ableitung verdunkeln würde. Die ältere Hochdeutsche Schriftsprache sagt, die Bekehrunge, Verwandlunge, liebliche, ärmliche; die neuere, Bekehrung, Verwandlung, lieblich, ärmlich. Endlich von allen Partikeln, weil diese nur einen Umstand, und auch diesen nur dunkel bezeichnen, daher die Einsylbigkeit ihnen am besten anstehet, und ein angehängtes e ihnen für den Begriff, welchen sie bezeichnen, nur zu viel Körper geben würde. Für unde, balde, abe, vorne u. s. f. spricht der heutige Hochdeutsche und, ab, bald, vorn. Ohne ist noch die einige Partikel, in welcher er dieses e beybehalten hat. Dahero, dannenhero, nunmehro, hinfüro sind ganz veraltete Formen, welche nur noch in der Kanzelleysprache leben, und von keinem Hochdeutschen Schriftsteller von Geschmack mehr gebraucht werden.

Die Wörter, in welchen dieses mildernde e jetzt noch üblich ist, sind dem allergrößten Theile nach Wurzelwörter, d. i. einsylbige Substantive, Beschaffenheitswörter und Imperative, wo die Einsylbigkeit entweder zu einer falschen Aussprache verleiten, oder doch einen Übellaut verursachen kann. Ich will hier ein Verzeichniß derselben mittheilen, bemerke aber dabey, daß ich die weiblichen Wörter, welche sich auf dieses e endigen, hier völlig übergehe, weil ich zu einer andern Zeit von ihnen handeln werde. Es bekommen also dieses e im Hochdeutschen:

1. Viele Substantive und Beschaffenheitswörter, welche sich auf einen gelinden Consonanten endigen, welcher am Ende nicht anders als hart ausgesprochen werden kann, um die gelinde Aussprache zu sichern. Da eng, bang, blöd, Has, Käs, nach der gewöhnlichen Aussprache nicht anders als enk, bank, blöt, Häß, Käß lauten können, und doch in der Biegung einen gelinden Laut haben müssen, die bangen, die Hasen, dem Käse: so gibt man ihnen gleich anfangs dieses mildernde e, um die wahre Aussprache nicht zu verfehlen. Die Wörter, welche in dieser Rücksicht im Hochdeutschen das e bekommen, sind nun folgende. (a) Substantive männlichen und sächlichen Geschlechtes: Auge, Barde, Belege, Beschläge, Bube, Bürge, Druide,

Einge=

Eingebinde, Ende, der und das Erbe, das provinzielle Ferge, der Schiffmann, Friede, Glaube, Hase, der Heide, Junge, Käse, Knabe, Kunde, Lothse, Löwe, Ochse, oft auch nur Ochs, Rabe, Riese, der Rüde, der männliche Hund bey den Jägern, Skalde, Schade auch Schaden, Scherge, Waise, orphanus, Woiwode, Zeuge. Ferner die Neutra mit der Vorsylbe ge—: Gebäude, Gebinde, Angebinde, Gebirge, Gebläse, Gebrause, Gebräude, Gedinge, Gedränge, Gefilde, Gefolge, Gehäge, Gehänge, Gehäuse, Gekröse, Geleise, Gelübde, Gemählde, Gemenge, Gemüse, Gepräge, Gepränge, Geschiebe, im Bergbaue, Geschlinge, Geschmeide, Gesinde, Gestade, Getöse, Getreide, Getriebe, Gewebe, Gewerbe, Gewinde, Gewölbe. Ingleichen die aus fremden Sprachen entlehnten Substantiva, wenn sie sich auf einen weichen Vocal endigen: Vagabunde, Astrologe, Chronologe, Cosmologe, George, Neologe, Pädagoge, Philologe, Geologe, Matrose, Religiose, Studiose. (b) Beschaffenheitswörter: bange, behende, blöde, böse, enge, feige, gänge und gäbe, gelinde, gerade, geringe, geschwinde, gestrenge, lange, wenn es das Adverbium der Zeit ist, es ist schon lange her, aber nicht, wenn es das Beschaffenheitswort der Ausdehnung ist, es ist sehr lang, die Zeit wird

mir

mir lang, lege, im Bergbaue für niedrig, leise, lose, wenn es so viel als leichtfertig bedeutet, außerdem los, milde, müde, mürbe, öde, schnöde, schräge, spröde, strenge, träge, das Meißnische Provinzial-Wort treuge für trocken, trübe, weise, sapiens. (c) Alle Imperative solcher Verborum, welche sich auf einen weichen Consonanten endigen: liebe, lobe, bringe, singe, rede, brause, blase, frage, grabe, klage, lade, schlage, trage, preise, scheide, steige, biege, schiebe, siede, wiege, erwäge, webe, werde, binde, ringe u. s. f. Ausgenommen sind, gib, bleib, stirb, wirb und lis, oder vielmehr liß, von lesen, wo das i geschärft und das s verdoppelt lautet; ingleichen die Oberdeutschen Imperative, welche das ie und ü des Präsentis in eu verwandeln, beug, fleug von fliegen, leug von lügen.

2. Verschiedene Wörter, welche sich auf ein h endigen, wenn solches zum Stamme gehöret, folglich ein Vocal vorher gehet, sie seyen Substantiva, das Rehe, die Sprehe, ein Vogel, die Schlehe, eine Frucht, das Wehe, der Weihe, ein Vogel, bey andern die Weihe; oder Beschaffenheitswörter, ehe, frühe, jähe, nahe, rehe von Pferden, zähe; oder Imperative, gehe, flehe, fliehe, ziehe, siehe, weihe, zeihe, verzeihe. Im Niederdeutschen hat man ein

Wort,

Wort, welches eine Segelstange bedeutet, und gemeiniglich Raa geschrieben und gesprochen wird, allein alsdann im Plural die Raaen lauten muß. Soll dieses Wort im Hochdeutschen gebraucht werden, so läßt es sich am schicklichsten in die Rahe, Plur. die Rahen verwandeln, weil wir sonst keine Substantive mehr auf aa haben.

3. Verschiedene einsylbige Wörter, welche sich eben auf keinen weichen Endlaut endigen, aber doch aus der ältern Schriftsprache mit dem mildernden e beybehalten sind, vermutlich die harte Einsylbigkeit zu vermeiden. Es sind folgende, wovon die allermeisten männliche Substantiva sind: Affe, Bothe, Buhle, Bulle, ein ungeschnittener Ochse, Drache, Enke, in der Landwirthschaft, Falke, Farre, ein Ochse, Funke, Gatte, Gedanke, Gefährte, Gehülfe, Gespiele, in welchen vier letzten das einsylbige Wurzelwort die Vorsylbe ge angenommen hat; ferner Haufe, Götze, Knappe, Laffe, Laie, der Lampe, der Hase, Nahme, Neffe, Nerve, Rappe, Pathe, Robbe, Roche, Same, der Schenke, Schöppe, Schulze, Schurke, Schütze, Sparre, Sprosse, Wille. Von Beschaffenheitswörtern, vielleicht nur das einige kirre, und von Umstandswörtern, nur das einige ohne.

4. Viele Volksnahmen, welche nicht auf —er ausgehen, folglich nicht auf Deutsche Art abgeleitet sind, sondern als Wurzelwörter betrachtet werden, sie mögen sich übrigens auf einen weichen Consonanten endigen, oder nicht. Mit einem weichen End-Consonanten: Franzose, Friese, Jude, Sachse, Schwabe, Sclave, Schwede, Lombarde, Portugiese, Sorbe, Quade, Jazyge, Wende. Mit einem harten oder gleichgültigen: Böhme, Britte, Celte, Franke, Schotte, Däne, Russe, Preusse, Pohle, Türke, Circasse, Finne, Fühne, Gethe, Gothe, Grieche, Hesse, Hunne, Irre, Jüte, Lappe, Lette, Schotte, Scythe u. s. f. wo es in den meisten zur Vermeidung der harten Einsylbigkeit angenommen zu seyn scheinet. Andere hingegen bekommen es nicht, wie Mohr, besonders zwey und mehrsylbige, wenn sie sich auf keinen weichen Consonanten endigen, welcher in der Biegung bleiben muß, wie Bosniak, Heidamak, Jakut, Israelit, Kalmuck, Kosak, Kroat, Malabar, Ottomann, Ostiak, Pandur, Polak, Ulan, Uskock, Wallach u. s. f. Die auf —er können es als Deutsche Ableitungen ohnehin nicht bekommen.

5. Es ist die Frage, ob die Grundzahlen, wenn sie ohne Substantiv stehen, dieses e bekommen können

und

und müssen. Man hört und lieset oft: es kamen ihrer achte, es waren ihrer viere, wir sahen nicht mehr als sechse. Allein es ist dieß ohne Zweifel ein Mißbrauch, indem das e hier weder nothwendig noch üblich ist. Nur die drey fünf, eilf und zwölf haben es hergebracht, wenn sie am Ende eines Satzes ohne Substantiv stehen, um die harte Aussprache des f zu mildern: es schlägt zwölfe, es kamen nicht mehr als fünfe. Haben sie ihr Substantiv bey sich, so fällt dieses e wieder weg, weil die Zahlwörter keine Concretion leiden, sondern nur in manchen Fällen den Casum, und auch hier von vier an nur den Dativ bezeichnen: um eilf Uhr, zwölf Mann, fünf Tage.

* * *

Dieß sind ungefär die Fälle, in welchen die heutige Hochdeutsche Mundart dieses mildernde e beybehalten hat. Es ist daher fehlerhaft: 1. an allen in dem vorigen Verzeichnisse nicht befindlichen Wurzelwörtern, z. B. an alleine, balde, Bette, elende, ferne, feste, feuchte, gerne, fremde, schöne, späte, stille, zurücke, Geräthe, Gerippe, Hirte, Herze, Narre u. s. f. so sehr sie auch im gemeinen Leben in dieser Gestalt üblich seyn mögen. 2. An allen mit Nachsylben abgeleiteten Wörtern, die oben angeführten auf g und s ausgenommen.

Folglich bekommen es mit Unrecht, die auf —ung, und die fremden auf —at, —et und —it: Bekehrung, Jesuit, Poet, Advocat, Asiat, Minorit, Hussit, und nicht Bekehrunge, Jesuite, Poete, Advocate, Asiate, Minorite, Hussite. 3. An allen gebogenen Wörtern; folglich nicht die Bürgermeistere, die Gebrüdere, sondern Bürgermeister, Gebrüder. 4. An allen Imperfecten im Indicative der irregulären Verborum. Folglich nicht litte, stritte, ritte, flohe, ginge, sondern litt, stritt, ritt, floh, ging.

Wollte man gegen den Gebrauch dieses mildernden e den Einwurf machen, daß doch dasselbe, selbst in solchen Wörtern, welche sich auf einen weichen Consonanten endigen, sehr willkührlich sey, indem so viele andere Wörter, welche sich in völlig gleichem Falle befinden, dasselbe nicht bekommen, z. B. Stab, Hieb, Trieb, Sieb, Staub, Weib, lieb, Tod, Rad, Stand, Gewand, Wald, wild, Wind, Steg, Tag, Zeug, Weg, Gang, Zwang, Zweig, Zwerg, u. s. f. so würde derselbe zu viel sagen, und nicht allein gegen die heutige Hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch gegen die ältere, und nicht allein gegen diese, sondern auch gegen die Französische, Englische und alle übrigen Sprachen gebraucht werden können, welche dieses e zur Milrung

derung angenommen haben, indem sie alle es nur einigen, nicht aber allen Wörtern anhängen. Als sich die heutige Deutsche Schriftsprache aus der ältern bildete, fand sie diese mit dem mildernden e überschwemmet. Sie warf es daher weg, wo es den Bau des Wortes verdunkelte, und eine unnütze Dehnung verursachte, folglich von allen gebogenen und mit Nachsylben abgeleiteten Wörtern, auch von allen Wurzelwörtern, welche sich auf keinen weichen Consonanten endigen, welcher in der Biegung weich bleibt, die wenigen schon angeführten ausgenommen; sie behielt es aber da bey, wo es noch einigen Nutzen zu haben schien, und die Aussprache des weichen End-Consonanten gleichförmig erhielt, dem Buben, folglich auch im Nominative der Bube.

In der Zusammensetzung und Ableitung macht dieses e freylich allerley Abweichungen; indem einige es behalten, Käseform, Käsemolken, Leisetreter, Bösewicht, die meisten aber es wegwerfen, wie blödsinnig, blödsichtig, bösartig, bösfertig, Bosheit, Bürgschaft, Endschaft, engbrüstig, Erbschaft, Feigheit, feigherzig, friedfertig, friedliebend, geradlinig, geringschätzig, mildherzig, strengflüssig, Weisheit, willfährig. Wenn hingegen Zusammensetzungen mit Infinitiven gemacht werden, welche einen weichen Conso-

nanten haben, welcher nach Wegwerfung der Endung en hart ausgesprochen werden müßte, so wird ihm im Hochdeutschen gern das mildernde e angehängt, diese Aussprache zu sichern: Bergegeld, Bergelohn, Blasebalg, Schreibemeister, Schreibegebühr, Speisezimmer, Sterbetag, Treibebeet, Schiebefenster, Pflegevater, Singelust.

---

3. Von

3.

Von zween, zwo, zwey.

Es gibt im Oberdeutschen Provinzen, welche dieses Zahlwort ordentlich nach den Geschlechtern biegen: zween, zwo, zwey; zweener, zwoer, zweyer; zweenen, zwoen, zweyen; und es haben sich auch wohl im Hochdeutschen Schriftsteller und selbst Sprachlehrer gefunden, welche diese Form als die einige wahre und richtige empfohlen haben. Es ist der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer zu untersuchen.

Schon der Umstand, daß diese Form im Hochdeutschen nicht einheimisch, sondern vielmehr ganz fremd ist, und erst durch Nachahmung einiger Schriftsteller hinein gebracht worden, hätte sie verdächtig machen, und sie als das, was sie ist, als eine bloß provinzielle Eigenheit darstellen können. Allein es gibt noch andere Gründe, sie so verwerflich zu machen, als nur möglich ist. Diese gehörig einzusehen, muß ich etwas von den Zahlwörtern überhaupt sagen.

Ein Appellativum oder Gattungswort ist ein allgemeiner Nahme, welcher sehr viele Individua unter sich begreifft, und begreiffen kann. Soll die Zahl der

Individuen, welche der Sprechende angeben will, bestimmt werden, so muß solches durch Zahlwörter geschehen. Die Zahlwörter sind also Bestimmungswörter des Substantives, welche den Umfang desselben nach der Zahl angeben. Diese sind nun von sehr verschiedener Art. Sie bezeichnen den Umfang entweder bestimmt, nach der Zahl der Einheiten, oder unbestimmt nach allgemeinen Begriffen. Die letztern lassen wir hier fahren, und bleiben nur bey den erstern stehen. Diese sind wieder von gedoppelter Art, nachdem sie den Begriff der Zahl entweder ganz rein und unvermischt, oder mit den Nebenbegriffen der Ordnung, der Gattung, des Verhältnisses u. s. f. bezeichnen. Die erstern heissen Grundzahlen, die letztern aber bekommen nach Maßgebung ihres Nebenbegriffes den Nahmen der Ordnungszahlen, Gattungszahlen, Verhältnißzahlen u. s. f. Hier haben wir es wieder nur mit den ersten zu thun, weil die letztern die Gestalt der Adjective annehmen, und daher billig mit zu diesen gerechnet werden.

Die Zahl ist etwas, das nicht an den Dingen selbst, sondern außer ihnen befindlich ist. Es ist also keine Beschaffenheit, sondern ein Umstand. Die Zahlwörter sind also weiter nichts als Umstandswörter, so wie hier, da, dort, heut, gestern u. s. f. nur daß sie Umstände anderer Art bezeichnen. Allein, sie unterschei-

den sich doch von den übrigen Umstandswörtern dadurch, daß sie Umstände ausdrucken, welche unmittelbar mit dem Substantive verbunden werden können, dagegen die übrigen demselben erst vermittelst des Verbi beygeleget werden müssen. Ich kann sagen, zehen Mann, vier Häuser, hundert Jahre; aber nicht hier Mann, dort Haus, sondern der Mann ist hier, das Haus stehet dort.

Das ist ein Unterschied; aber es gibt deren noch mehrere. Dem Begriffe nach sind die Zahlwörter Umstandswörter, und sollten als solche eigentlich nur das Verbum bestimmen können; allein dem Gebrauche nach sind sie wahre Bestimmungswörter des Substantives, aber wieder Bestimmungswörter besonderer Art, welche sich von allen übrigen Bestimmungswörtern sehr merklich unterscheiden. Alle übrige müssen erst durch die Concretion dazu geschickt gemacht werden, und dabey zugleich das Geschlecht, die Zahl und den Casum ihres Substantives annehmen können: süßer Wein, süße Frucht, süßes Wasser; dieser Mann, diese Frau, dieses Haus. Allein die Zahlwörter bleiben unverändert, nur mit dem Unterschiede, daß sie in manchen Fällen den Casum bezeichnen müssen: vier Männer, fünf Frauen, sechs Häuser; dieser vier Männer, diesen fünf Frauen, diesen sechs Häusern. Den Casum bezeichnen die Zahlwörter eigentlich nur, wenn sie

ohne Substantiv, aber in Beziehung auf dasselbe stehen, nur mit dem Unterschiede, daß zwey und drey den Genitiv und Dativ, alle übrige aber nur allein den Dativ bezeichnen: mit sechsen fahren, ich höre es von vieren, sie kamen zu zwanzigen. Ich habe dieses in meiner Sprachlehre, noch mehr aber in meinem Lehrgebäude weitläufiger ausgeführet, daher ich mich hier nicht weiter dabey aufhalte.

Man siehet hieraus zugleich, daß sich die Zahlwörter von allen übrigen Redetheilen sehr wesentlich unterscheiden; von den gewöhnlichen Umstandswörtern dadurch, daß sie dem Substantive unmittelbar beygefüget werden können, und in manchen Fällen den Casum bezeichnen; von allen übrigen Bestimmungswörtern des Substantives aber durch den Mangel der Concretions- Geschlechts- und Biegungszeichen, den Casum in den obigen Falle nur ausgenommen. Man betrachtet sie daher auch mit Recht als einen eigenen Redetheil.

Das Zahlwort ein unterscheidet sich von allen übrigen auf eine sehr merkliche Art, indem es gewisser Maßen vollständige Concretions- und Biegungslaute annimmt, und darin einem Adjective gleicht. Ich sage gewisser Maßen, weil es doch im männlichen und sächlichen Nominativ und im sächlichen Accusativ das Geschlecht unbezeichnet läßt, und sich dadurch von den

Adjecti-

Adjectiven unterscheidet: ein Mann, eine Frau, ein Haus; Genit. eines Mannes, einer Frau, eines Hauses; Dat. einem Manne, einer Frau, einem Hause; Accus. einen Mann, eine Frau, ein Haus. Die Ursache, warum man mit diesem Worte eine Ausnahme machte, und machen mußte, ist nicht schwer einzusehen. Sie liegt in der weitläufigen Rolle, welche es spielen muß; indem es nicht allein ein bloßes Zahlwort, sondern auch der unbestimmte Artikel, und in vielen Fällen ein wahres Adjectiv ist. Als Artikel ist es niemanden unbekannt; ein Adjectiv aber ist es, wenn es den bestimmten Artikel vor sich hat, und dem ander entgegen gesetzt ist: der eine Mann, die eine Frau, das eine Haus u. s. f. Um dieser Bestimmung willen, mußte es vollständige Biegungszeichen annehmen, welche es, da es sie einmahl hatte, auch als Zahlwort behielt; daher es den übrigen Zahlwörtern, welche den Begriff der Zahl allein ausdrucken, nicht zur Regel dienen kann.

Nachdem dieses voraus gesetzet worden, läßt sich auch über dem so sehr gepriesenen zween, zwo, zwey, das Urtheil sprechen. Gottsched empfahl es in seiner Sprachlehre wegen seiner schönen Regelmäßigkeit; allein es ist sehr leicht zu zeigen, daß es das unregelmäßigste Ding in der Sprache ist, und wider jede Ana-

logie anstößt. 1. Wider die Analogie aller übrigen Zahlwörter, deren keines das Geschlecht bezeichnet: drey Männer, drey Blumen, drey Häuser; warum denn zween Männer, zwo Blumen, zwey Häuser? Daß das Zahlwort ein hier nicht zum Muster dienen kann, erhellet aus dessen oben schon bemerkten ganz verschiedenen Bestimmung. 2. Wider die Analogie aller übrigen Bestimmungswörter des Substantives. Kein Artikel, kein Pronomen adjectivum, kein Adjectiv bezeichnet im Plural ein Geschlecht: die Männer, die Blumen, die Häuser, schöne Männer, schöne Blumen, schöne Häuser. Warum soll denn das einige Zahlwort zwey von so vielen tausenden eine Ausnahme machen? Das Zahlwort ein, welches man wohl wieder als einen Einwurf anzuführen pflegt, ist ja nur im Singular üblich, und dieser muß bey concrescierten Bestimmungswörtern das Geschlecht bezeichnen, nicht aber der Plural. 3. Wider die Analogie der Biegung selbst. Könnte und dürfte hier ein Geschlecht bezeichnet werden, so müßte es durch angehängte Biegungssylben geschehen. Aber wo findet sich hier das? Zween, zwo, zwey, sind drey Formen, wo die Biegung an der Wurzel selbst auf die unregelmäßigste Art von der Welt geschiehet. Hat nun noch jemand das Herz, an dieser Form die schöne Regelmäßigkeit zu loben. Aber wenn diese

auch

auch gegründet wäre, so würde jene doch schon dadurch verwerflich werden, weil sie 4. im Hochdeutschen ganz fremd ist, und nur einzele Schriftsteller sie hier und da aus Nachahmungssucht angenommen haben. Und diese Schriftsteller können denn doch gewiß nicht zur Regel dienen. Selbst nicht die ältern, welche diese Form zum Theil in der ältern Schriftsprache fanden und sie aus derselben beybehielten. Daher findet sie sich auch noch hin und wieder in Luthers Bibel-übersetzung; aber nicht allgemein, daher man daselbst eben so viele Beyspiele findet, wo er zwey ohne Unterschied von allen Geschlechtern gebraucht, als wo er es bieget, je nachdem die ältere Schriftsprache, oder die Obersächsische Mundart, in welcher er lebte, stärker auf ihn wirkten.

Zween, zwo, zwey ist daher eine bloße Eigenheit einiger der südlichsten Deutschen Provinzen, aus welcher die ältere Schriftsprache selbige zum Theil entlehnet hat. Ich sage zum Theil, weil sie sich hierin nie ganz gleich geblieben ist, wie leicht mit Beyspielen erwiesen werden könnte, wenn es die Mühe belohnte. Es ist auch nicht schwer, zu errathen, woher diese Form in den ältesten Mundarten ihren Ursprung hat. Sie ist vermuthlich ein alter Dualis, welche Zahl sich in den meisten bekannten sehr alten Sprachen findet, und überall seinen Ursprung den dunkeln Begriffen von der

Mehrheit zu verdanken hat. Der Plural ist der Vielheit gewidmet hat; bey dem dunkeln Begriffe von dem was viel ist, war es leicht möglich, zwey nicht für viel zu halten, und daher dieser Zahl eine eigene Biegung zu geben. Daß diese Form von dem höchsten Alterthume ist, erhellet auch daraus, weil das Geschlecht hier noch an der Wurzel selbst bezeichnet wird, welche Art der Biegung in allen Sprachen die älteste und ursprünglichste ist. Als die Deutsche Schriftsprache in neuern Zeiten mit Geschmacke und Verstande ausgebildet ward, ließ man diese alte Form veralten, theils weil der Dualis mit allen seinen Spuren im Deutschen schon längst veraltet war, theils aus dem klaren Bewußtseyn, daß kein Bestimmungswort im Plural ein Geschlecht bezeichnen darf, daher dieses bey einem Zahlworte am allerunschicklichsten seyn würde.

Da ein Irrthum immer gern zu dem andern führet, so fehlet es nicht an Schriftstellern, welche diese schöne Regelmäßigkeit auch auf die Ordnungszahl ausdehnen, und selbige zweete, zwote, zweyte bilden, aber dadurch das Maß der Unregelmäßigkeiten noch mehr häufen, indem es wider alle Analogie ist, in einem abgeleiteten Worte das Wurzelwort zu biegen.

4. Sind

4.

Sind es Schriftsteller, welche die Sprachen bilden und ausbilden?

Es ist ein alter und sehr allgemeiner Satz, daß die Sprachen ihre Ausbildung den Schriftstellern und besonders den Dichtern zu verdanken haben. Es ist der Mühe werth, ihn ein wenig genauer zu untersuchen, weil er von den Schriftstellern leicht übel verstanden, und zu Neuerungen und unbefugten Freyheiten gemißbrauchet werden kann, wie schon mehrmahls geschehen ist.

Im Grunde hängt auch dieser Satz mit dem Vorurtheile von der Aushebung des besten aus allen Mundarten zu einer Schriftsprache, auf das genaueste zusammen, und muß mit demselben stehen und fallen. Denn bestehet die Schriftsprache eines jeden Volkes wirklich aus einer solchen ausgehobenen Mundart, so müßten es freylich die Schriftsteller seyn, von welchen diese Aushebung herrühret, und ist dieses, so müssen sie heut zu Tage noch eben so sehr berechtigt seyn, auszuheben, zu bilden, zu bessern und zu erfinden, als bey der ersten Einrichtung der Schriftsprache. Ist aber keine Schriftsprache

sprache eine solche ausgehobene Sprache, sondern in allen Fällen nur die Mundart der cultiviertesten Provinz in den obern Classen, so kommt auch diesen die Ausbildung der Sprache zu, nicht aber den Schriftstellern, als welche in diesem Stücke nicht mehr Recht haben können, als ein jedes anderes einzeles Glied der Gesellschaft hat, welches sich dem jedesmahligen Zustande seiner Sprache gemäß ausdrucken muß, wenn es verstanden werden will, weil dieses die einige Absicht der Sprache ist. Die Ausbildung der Sprache folgt dem jedesmahligen Grade des Geschmackes und der klaren Vorstellungsart im Ganzen, und einzele Mitglieder haben vor diesem Ganzen eigentlich nichts voraus.

Allein es hat der jetzt gedachte Satz auch ohne dieses Vorurtheil noch manches Scheinbare vor sich, welches denn auch wohl diejenigen verleitet hat, welche an eine solche Aushebung der Schriftsprache vielleicht nie gedacht haben. Es sind solches vornehmlich folgende Stücke.

1. Man kennet die ausgebildetste Mundart eines Landes gemeiniglich nur aus Schriften, daher sie auch den Nahmen der Schriftsprache führet, und daher ist es leicht, sie in denjenigen Provinzen, wo sie im gesellschaftlichen Leben nicht einheimisch ist, für eine bloße Schriftsprache und weiter nichts zu halten, und ihren

ganzen

ganzen Ursprung und ihre Ausbildung von Schriftstellern herzuleiten. Allein, wer da weiß, was Sprache ist, und wie Sprache entstehet, wird selbst die Ausbildung einer Sprache durch Schriftsteller allein sehr bald aufgeben müssen. Sprache entstehet nur im gesellschaftlichen Leben, und ihre Ausbildung geschiehet nur in den engern Graden desselben. Eine Sprache wird natürlicher Weise immer mehr verfeinert und ausgebildet, je näher die bürgerliche Gesellschaft in einem Lande zusammen rückt; daher Volksmenge nach dem Verhältnisse des Raumes immer auch der Maßstab der Ausbildung der Sprache, so wie der Cultur überhaupt ist. Schriftsteller leben nie in so enger gesellschaftlichen Verbindung, daß sie eine Sprache ausbilden könnten, gesetzt, daß solches auch durch schriftliche Unterhaltung geschehen kann. Ich habe in dem ersten Stücke dieses Magazines zu zeigen gesucht, daß jede Schriftsprache allemahl die Mundart der obern Classen der volkreichsten und blühendsten Provinz eines Landes ist. Eben daselbst habe ich zu beweisen gesucht, daß unsere Deutsche Schriftsprache nicht unter den Schriftstellern allein lebt, sondern die gewöhnliche Mundart Obersachsens, und zwar in den obern Classen in ihrer größten Feinheit und Reinigkeit ist, und erst von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist. Die Ursache ist wieder keine

andere,

andere, als weil Chursachsen seit mehr als drey Jahrhunderten die volkreichste und blühendste Provinz Deutschlandes gewesen ist, und es jetzt zum Theil noch ist. Wer noch daran zweifelt, dem kann ich es durch geographische Rechnungen beweisen. Hier ist der Bevölkerungsstand einiger Deutscher Provinzen im Verhältnisse zu dem Raume.

	Quadrat-Meilen.	Volks-menge.	Kommt auf 1 Quadrat-Meile.
Königr. Preussen	1213	$1\frac{1}{5}$ Mill.	1000
Österr. Deutsche Staaten, excl. Böhmen und Mähren	4000	4 Mill.	1000
Chur-Hannover	700	$\frac{4}{5}$ Mill.	1140
Holstein	- -	243628	1377
Herz. Braunschw.	941	166340	1700
Preuß. Schlesien	650	$1\frac{2}{5}$ Mill.	2150
Chur-Sachsen	548	$1\frac{7}{10}$ M.	3000

Das ist ein außerordentlicher Bevölkerungsstand gegen das Verhältniß des Raumes, der ganz natürlich auch eine verhältnißmäßige Cultur bewirken muß. Von andern Deutschen Provinzen sind mir keine so genaue Berechnungen bekannt; indessen ist gewiß keine darunter, welche meinen Satz widerlegen kann. Schlesien,

nächst

nächst Sachsen die cultivierteste Provinz, kommt demselben auch in dem Verhältnisse der Volksmenge gegen den Raum am nächsten.

2. Man kennet die ausgebildetste Mundart einer Sprache aus Schriften immer am reinsten. In dem gesellschaftlichen Umgange ist des Sprechens immer viel, und die Zeit zur Vorbereitung und Wahl kurz. Überdieß ist der mündliche Ausdruck nur für wenig vorüber gehende Augenblicke bestimmt, daher er sich hier nicht allemahl in der Reinigkeit und Auswahl zeiget, deren er fähig ist. Die Schrift hingegen ist für längere Zeiten, und der Schriftsteller kann mehr Zeit auf den Ausdruck wenden, daher er, wenn er Verstand und Geschmack besitzt, es für eine seiner ersten Pflichten halten wird, hier nicht in dem Nachtkleide zu erscheinen, welches man ihm allenfalls in dem häuslichen Umgange übersiehet. Aber um deswillen ist er nicht Schöpfer der Sprache.

3. Die Cultur einer Sprache ist immer in Schriften und an den Schriften am merklichsten, weil der mündliche Ausdruck in einem engen Wirkungskreise verrauscht, Schriften aber bleiben; und da pflegt es denn gern zu geschehen, daß man das Band zweyer Erscheinungen verkennet, und die Wirkung für die Ursache, die Ursache aber für die Wirkung, oder von zwey

neben einander bestehenden Wirkungen einer höhern Ursache, die eine für die Ursache und die andere für die Wirkung hält. Mit der Ausbreitung der Völker und der Verschiedenheit der Sprachen ist es eben so gegangen, indem man mehrere tausend Jahre die letztere für die Wirkung der ersten gehalten hat, und zur Erklärung dieses widernatürlichen Bandes zwischen beyden endlich seine Zuflucht zu einem Wunder nehmen mußte. Zunahme der Volksmenge im eingeschränkten Raume machte die Ausbreitung nothwendig, und von dieser ist die Veränderung der Sprache eine natürliche Folge. Eben so verhält es sich auch mit der Ausbildung einer Sprache und mit der Entstehung der Schriftsteller. Zunahme der Volksmenge im eingeschränkten Raume wirkt Cultur aller Art, folglich auch der Sprache. So wie die Cultur des Geistes aufkeimet, entstehen auch Schriftsteller, und da der mündliche Ausdruck verfliegt, und der Fortschritt der Sprache nach einiger Zeit nur aus den Schriften ersehen werden kann, so ist es, wenn man den Zusammenhang des Ganzen übersiehet, sehr leicht, die Schriftsteller zu Schöpfern und Ausbildern der Sprache zu machen, da sie doch nur Folgen der bereits zu einem gewissen Grade ausgebildeten Sprache sind. Aus einem solchen Mißverstande hat man mehr als einmahl den Homer für den Schöpfer der Griechi-

schen,

schen, und Carln den Großen für den Schöpfer der Deutschen Sprache gehalten.

Um sich noch gewisser davon zu überzeugen, darf man nur erwägen, was Schriftsteller noch heut zu Tage thun und thun müssen, wenn sie gelesen und mit Beyfall gelesen werden wollen. Sie drucken sich genau so aus, wie sich diejenige Classe im feinern mündlichen Umgange ausdruckt, für welche sie schreiben, nur daß sie mehr Zeit auf die Reinigkeit und Wahl des Ausdruckes wenden können als dort möglich ist.

Weichen sie davon ab, so werden sie entweder unverständlich, oder setzen sich dem Vorwurfe der Neuerung aus. Aber die Schriftsteller bereichern doch die Sprache mit neuen Wörtern. — Ja, doch eigentlich nur mit neuen Ableitungen und neuen Zusammensetzungen, aber auch hier mit keinem größern Rechte, als auch der mündliche Ausdruck im gesellschaftlichen Umgange dergleichen Wörter machen kann, d. i. nach bekannten und gangbaren Analogien, nur immer wieder mit dem Unterschiede, daß der schriftliche Ausdruck hier mehr Wahl und Überlegung verstattet, als der mündliche.

Die Dichtersprache ist kein Einwurf gegen das was ich bisher gesagt habe. Sie ist die Sprache der Einbildungskraft und der Leidenschaft, und muß, wenn sie gefallen soll, auch als solche der Natur des erhöheten

gesellschaftlichen Umganges getreu bleiben. Man erwärme die Einbildungskraft und Leidenschaft eines Mannes von Erziehung und Geschmack bis zu einem gewissen Grade, so wird seine Sprache dichterisch werden, und der dichterische Schriftsteller hat vor ihm wieder nichts voraus, als die größere Auswahl und den Gebrauch der Feile, wodurch sich der schriftliche Ausdruck überhaupt von dem mündlichen unterscheidet.

Ich sehe daher nicht, wie Schriftsteller irgend mehr Antheil an der Bildung und Ausbildung der Sprache haben, als ein jedes anderes Glied der Gesellschaft. Sie befinden sich gerade in dem Falle eines Redners, welcher vor einer angesehenen Gesellschaft zu reden hat, und daher nicht ohne Vorbereitung auftritt. Wollte dieser im geringsten von dem Sprachgebrauche derer abweichen, in deren Gegenwart und um derer willen er spricht, so würde er seine Absicht verfehlen und unverständlich werden. Er darf also weder neue Wörter, noch neue Bedeutungen der Wörter, noch neue Verbindungsarten machen, außer solche, welche einem jeden verständlich sind, und das sind denn immer nur solche, welche jeder seiner Zuhörer, wenn er Kenntniß und Geschmack besitzt, auch machen kann. Weicht er im geringsten davon ab, wagt er Verbindungsarten, welche der Sprachgebrauch verkennet, macht er neue Wörter,

nach veralteten oder ungewöhnlichen Analogien, oder, welches denn nur gar zu oft der Fall ist, welche gar keine Analogie vor sich haben, so wird der Redner so verwerflich als der Schriftsteller, und der Schriftsteller so verwerflich als der Redner, weil beyde die Absicht, warum sie auftreten, die Verständlichkeit, verfehlen.

Haben nun gleich Schriftsteller an der Bildung und Ausbildung der Sprache nicht mehr und nicht weniger Theil, als ein jedes anderes Glied der Classe, zu welcher sie gehören, so haben sie dessen ungeachtet doch beträchtliche Verdienste um die Sprache, wenn sie anders die Kunst verstehen, ihren Obliegenheiten mit Kenntniß und Geschmack genug zu thun. Allein diese bestehen, so viel die Sprache betrifft, weder in Erfinden, noch in Ausbilden, sondern bloß in einer größern Reinigkeit und in einer mehrern Auswahl, als der flüchtige und schnell vorüber gehende mündliche Ausdruck in den meisten Fällen verstattet. Der Schriftsteller schreibt, wo nicht für die Ewigkeit, doch für eine beträchtliche Zeit, er schreibt in den meisten Fällen für die Edelsten seiner Nation, und zwar für einen sehr großen Theil derselben, und da er durch kein gegenwärtiges Bedürfniß gedrungen wird, so kann er auf die Reinigkeit, Bestimmtheit und Wahl des Ausdruckes alle ihm nur nöthige Zeit wenden. Er hebt daher das, was zu seiner

Absicht das Edelste, Bestimmteste und Beste ist, aus der Sprache des gesellschaftlichen Umganges heraus, und läßt alles das zurück, was den Probierstein der Richtigkeit, der Wahrheit und des Geschmackes nicht aushält, und eben so verfährt auch der Dichter in Ansehung der Sprache der Einbildungskraft und Leidenschaft. Beyde erfinden in Ansehung des Ausdruckes nichts, bilden auch nichts aus, sondern heben und wählen nur aus, gleich dem Redner, welcher mit Vorbereitung und Geschmack vor einer feyerlichen Versammlung auftritt.

Aber eben dadurch, daß die ausgebildetste Mundart eines Landes in Schriften immer am reinsten und edelsten erscheint, gelangen denn Schriftsteller oft zu der Ehre, für die Schöpfer und Ausbilder der Sprache gehalten zu werden, besonders in solchen Provinzen, wo der mündliche Ausdruck, welcher dem Schriftsteller den Stoff darbiethet, nicht so gegenwärtig ist. Hat man diese Auswahl des Reinsten, Besten und Edelsten aus der erhöheten Mundart eines Landes unter dem Nahmen der Ausbildung verstanden, so habe ich wider die Sache nichts, wohl aber wider den höchst unschicklichen Ausdruck, welcher nicht allein den Sprachgebrauch beleidigt, sondern auch zu Mißdeutung und Mißbrauch Anlaß geben kann, und wirklich Anlaß gegeben hat. In

dem stolzen Gedanken, daß die Bildung und Ausbildung der Sprache bloß von Schriftstellern abhänge, halten sich diese oft zu allem berechtigt, setzen sich über allen Sprachgebrauch hinaus, und wagen die seltsamsten Verbindungen und Neuerungen, welche oft desto auffallender sind, je seltener gründliche Sprachkenntnisse gemeiniglich unter den Schriftstellern zu seyn pflegen. Allein ich getraue mir behaupten zu können, daß noch kein Schriftsteller irgend etwas in der Sprache mit Erfolg erfunden hat, d. i. so, daß es wirklich in derselben, oder nur in den höhern Classen allgemein geworden wäre, was nicht auf so leichten und richtigen Analogien beruhet, daß es jedes anderes Glied der Gesellschaft eben so leicht, und mit eben dem Erfolge hätte erfinden können. Nur glaube man nicht, daß das schon in einer Sprache allgemein geworden ist, wenn etwa ein Schriftsteller von Ansehen eine Grille ausheckt, und ein Paar Dutzend, auch allenfalls ein Paar hundert andere Schriftsteller aus Nachahmungssucht diese Grille annehmen. Es wird nicht leicht ein Deutscher Sprachlehrer wieder in eine so glückliche Lage kommen, Neuerungen allgemein zu machen, als die war, in welcher sich Gottsched befand; und man nenne mir nur eine einige von seinen Grillen, welche allgemein geworden wäre, oder ihn nur überlebt hätte. Nicht leicht wird ein Schriftsteller von seiner Nation so

allgemein und mit so vieler Theilnehmung und Vorliebe gelesen werden, als Gellert. Wäre irgend ein Schriftsteller im Stande, etwas, das nicht ganz in dem Sprachgebrauche gegründet ist, allgemein zu machen, so wäre er es, und doch sind sein schön sehen und wenige andere Eigenheiten immer noch Provinzial-Ausdrücke, und werden es wohl immer bleiben. — Ja, sagt man, das sind Provinzial-Fehler und jenes waren Grillen. — Gut, aber alles, was ein Schriftsteller in der Sprache nur erfinden oder zu derselben nur hinzusetzen kann, ist, wo nicht ein Provinzial-Ausdruck, doch wenigstens eine Grille, es müßte denn so völlig in dem Sprachgebrauche seiner Zeit gegründet seyn, daß ein jeder anderer eben so leicht darauf hätte fallen können, und darauf gefallen seyn würde, wenn er sich mit ihm in gleichem Falle befunden hätte. Das heißt aber doch nicht Sprache erfinden, oder Sprache ausbilden. Keine Sprache kann anders ausgebildet werden, als durch den vereinigten Wachsthum der vernünftigen Erkenntniß und des Geschmackes im Ganzen, und gegen dieses Ganze sind Schriftsteller immer nur ein sehr kleiner Theil, und ihre Pflicht ist, sich nie von dem jedesmahligen Sprachgebrauche dieses Ganzen zu entfernen, weil sie sonst ihrer eigenen Absicht entgegen arbeiten. Schriftsteller, welche sich in der Sprache als Sonderlinge ankündigen,

machen sich eben dadurch dem bessern Theile der Nation, an welcher ihnen doch am meisten gelegen seyn sollte, unles'bar, und muß man sie um ihrer sonst guten Sachen willen, dennoch lesen, so lieset man sie mit Widerwillen, und es bleibt allemahl ein Verdacht gegen den Verfasser zurück, der entweder dessen Geschmack, oder auch wahres Verdienst in den Schatten stellt, weil sich immer gleich der Gedanke aufdringt, daß es mit dem innern Werthe eines Mannes nicht ganz richtig seyn müsse, welcher sich im Äußern auf eine sonderbare Art auszeichnet, und dadurch zu täuschen oder Schwächen zu verbergen sucht.

5.

Von den Deutschen Schriftzeichen.

So wie diejenigen wilden Völkerschaften, welche im vierten und den folgenden Jahrhunderten in die Römischen Provinzen einwanderten, anfingen, ihre bisherige Wildheit abzulegen, und an der Cultur der überwundenen Theil zu nehmen, so empfanden sie auch das Bedürfniß, ihre Gedanken Abwesenden durch Zeichen bekannt zu machen, kurz das Bedürfniß zu schreiben. Da diese Kunst in denjenigen Provinzen, welche sie in Besitz genommen hatten, schon völlig gangbar war, so war es auch ganz natürlich, daß sie die Schriftzeichen beybehielten, welche sie bereits in jedem Lande fanden, zumahl da sie sich auch in den übrigen Stücken nach der Cultur der überwundenen bildeten und bilden mußten, weil sie selbst keine Cultur hatten, eine andere Art der Cultur aber ihnen unbekannt war. Diejenigen Schriftzeichen nun, welche sie in den eroberten Römischen Provinzen fanden, waren die Römischen, so wie sie sich schon aus der großen Quadrat-Schrift zu einer geläufigern Current-Schrift umgebildet hatten. Diejenigen, welche den Provinzen des Griechischen Reiches am

nächsten

nächsten waren, wie die Gothen und einige Slavonische Völkerschaften, nahmen das Griechische Alphabet an; allein, da uns diese jetzt hier nichts angehen, so halte ich mich auch nicht weiter dabey auf.

Da sich die Sprache der neuen Völker durch ihre rauhen und oft schwer auszudruckenden Töne so sehr von der ausgebildeten und feinern Römischen unterschied, so war es ganz natürlich, daß die Schriftzeichen der letztern nicht ganz auf die Töne der erstern passen konnten, daher ward das Römische Alphabet bey den meisten dieser Völkerschaften umgemodelt und für solche Töne, welche die Lateinische Sprache nicht hatte, mit neuen einfachen Zeichen vermehret, welche man gemeiniglich aus der Griechischen Sprache entlehnte. Dieß ist wenigstens von den Angelsachsen und Longobarden bekannt, und aus dem Gregor von Tours weiß man, daß Chilperik bey den Franken etwas ähnliches unternahm, welches aber keinen Bestand hatte.

Merkwürdig ist dabey, daß wenn diejenigen Völker, welche das angenommene Römische Alphabet mit neuen einfachen Zeichen vermehret hatten, es in der Cultur bis zu einem gewissen Grade des Geschmackes brachten, die neuen Zeichen von selbst wieder verließen, und statt derselben Zeichen wählten, welche aus der Römischen Schrift zusammen gesetzt waren. So hatten

die

die Angelsachsen für den ihnen eigenen zischenden Laut des d, welchen die Römer nicht kannten, das θ aus der Griechischen Schrift entlehnet; allein mit der Zeit legten sie es wieder ab, und nahmen dafür das th an. So unschicklich es auch scheinen könnte, und manchen oft wirklich geschienen hat, einen einfachen Laut durch zusammen gesetzte Zeichen auszudrucken, so scheinet doch die allgemeine Übereinstimmung mehrerer Völker, welche gewiß weder von ungefär noch willkührlich ist, einen höhern Bewegungsgrund zu verrathen, welcher in dem fremden einfachen Zeichen mehr Unschicklichkeit sahe, als in dem zusammen gesetzten. Da sich diese Vertauschung der einfachen Zeichen mit zusammen gesetzten nur erst alsdann zeiget, wenn es ein Volk in dem Geschmacke bis zu einem gewissen Grade gebracht hat, so weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als weil man das Unschickliche wenigstens dunkel empfand, die Römischen Schriftzeichen, welche, aller Verunstaltung durch den Gebrauch ungeachtet, doch immer noch ein gewisses Verhältniß unter und gegen einander behalten hatten, mit fremden Zeichen zu verunstalten, welche zu ihnen kein Verhältniß hatten, und in das Ganze nicht paßten. Diesen Übelstand empfand man lebhafter, als die Unbequemlichkeit, einen einfachen Laut durch ein zusammen gesetztes Zeichen auszudrucken,

und

und zog daher das letztere dem beleidigenden einfachen vor. Es ist dieses zugleich ein Wink für diejenigen, welche es wohl noch in unsern Tagen, da der gute Geschmack weit fester und allgemeiner ist, versucht haben, die in unserm Alphabete befindlichen zusammen gesetzten Schriftzeichen für einfache Laute, mit neuen zu vertauschen, welche entweder aus andern Sprachen, z. B. der Hebräischen, oder wohl gar aus der Slavonischen entlehnet, oder auch willkührlich ersonnen ist; welche Vertauschung bey dem jetzigen Grade der Cultur und des Geschmackes schon aus diesem Grunde völlig unmöglich ist. Doch ich komme wieder auf die Deutschen Schriftzeichen zurück.

Die Franken nahmen in Gallien die Römische Current-Schrift an, und zwar mit allen denjenigen Schriftzeichen, welche sie in derselben fanden, und zwar das c so gut als das k; denn man irret sehr, wenn man glaubt, daß die Deutschen das letztere unmittelbar aus dem Griechischen entlehnet hätten, indem es in der Römischen Current-Schrift der spätern Jahrhunderte vollkommen üblich war. Fanden sie für manche ihrer einfachen Töne in dem Römischen Alphabete kein einfaches Zeichen, so machten sie es so, wie es bereits die Römer vor ihnen in ähnlichen Fällen gemacht hatten, d. i. sie wählten zusammen gesetzte.

Da die Franken das erste Deutsche Volk waren, welches sich nach Römischer Cultur umformete, so ward es mit der Zeit auch das Original für die übrigen Deutschen Völkerschaften, besonders nachdem es unter Carln dem Großen zugleich das herrschende Volk ward. Es ward daher das Römische Alphabet, so wie die Franken dasselbe den Deutschen Lauten bereits angemessen hatten, nach und nach in dem ganzen übrigen Deutschlande allgemein. Wie sehr die wirklich schönen Römischen Schrift-Figuren, von einem Jahrhunderte zum andern verunstaltet worden, gehet mich hier nichts an, weil ich eigentlich nur von denjenigen Figuren rede, deren wir uns noch jetzt in gedruckten Schriften bedienen.

In den spätern Jahrhunderten, als Geschmack und Kunstfleiß in Europa immer mehr erwachten, bildete sich aus der bisher üblichen zitternden Current-Schrift eine neue Schrift, welche sich durch ihre vielen Ecken und Spitzen von allen bisherigen Schriftarten unterscheidet, und daher eigentlich die gebrochene Schrift genannt wird. Da sich die Mönche um diese Zeit am meisten mit Schreiben, besonders mit dem Abschreiben der Bücher abgaben, und zu einer so mühsamen eckigen Schrift auch die meiste Muße hatten, so hat sie von ihnen auch den Nahmen der Mönchsschrift bekommen. Nennet

man sie auch die Gothische, so kann sie diesen Nahmen nur in so fern führen, als man den ganzen damahligen Geschmack an krausen und eckigen Zierrathen Gothisch zu nennen pflegt. Diese Schrift war eine ächte Tochter des damahls in dem ganzen Europa herrschenden Geschmackes, welcher nichts für schön hielt, was nicht mit Ecken und Spitzen versehen war, wie unter andern auch aus der Baukunst dieser Zeit erhellet.

Als die Buchdruckerkunst erfunden ward, kannte man für Bücher in dem ganzen Europa keine andere Schrift als diese, daher man sie auch überall in gedruckten Büchern nachahmete. Allein, so wie sich durch die Verbreitung der alten Denkmähler der Geschmack immer mehr läuterte und verfeinerte, so lernte man nach und nach auch das Barbarische und Widerwärtige in diesen eckigen Schriftzeichen empfinden, und so wie man jetzt in dem Geschmacke überhaupt wieder zu den Alten zurück kehrete, so näherte man sich auch nach und nach wieder der schönen Römischen Current-Schrift. So unbedeutend auch die Sache manchen scheinen mag, so ist sie doch wichtig, weil sich die Wanderung und Verbreitung des guten Geschmackes aus Gegenständen dieser Art am leichtesten und sichersten beurtheilen läßt. Soll der Geschmack eine Veränderung in der Sprache hervor bringen, so muß er erst eine gewisse Allgemeinheit, we-

nigstens

nigstens in den obern und mittlern Classen einer Nation erhalten, dann erfolgt diese Veränderung von selbst. Ehe er diese Allgemeinheit erhält, ist an keine Veränderung zu denken, wenn sie auch noch so richtig und nützlich wäre.

Der wieder hergestellte gute Geschmack ging von Italien aus, und hier kehrete man auch am ersten wieder zu der runden Römischen Schrift zurück, die daher auch den Nahmen der Italiänischen bekam. Frankreich war das erste Land, welches den gereinigten Geschmack von den Italiänern annahm, daher findet sich die neue Italiänische Schrift hier auch schon sehr frühe, und verbreitete sich von hier durch Spanien, England und die Niederlande. In allen diesen Ländern bekam diese neue Schrift nur nach und nach den Vorzug vor der ältern eckigen. Zuerst wandte man sie in Lateinischen Büchern an, dann auch in der Landessprache, aber nur in Büchern, welche für die obern Classen geschrieben waren, weil diese der erste Sitz des guten Geschmackes in einer Nation sind. Am spätesten erreicht das Volk den gehörigen Grad des Geschmackes, daher ihm diese Schrift nur am letzten vorgeleget werden kann. In Italien und Frankreich ist die alte eckige Schrift, so viel ich weiß, selbst in Volksbüchern nicht mehr üblich; hingegen wird sie in den Niederlanden noch in den mittlern und untern

Classen,

Classen, und in England noch in allen Schriften gebraucht, welche unmittelbar für die untern Classen bestimmt sind.

Misset man Deutschlandes Geschmack nach diesem Maßstabe, so zeiget er sich freylich nicht in dem besten Lichte, und es würde daraus folgen, daß er bey uns bey weitem noch nicht so allgemein ist, als bey unsern westlichen und südlichen Nachbarn, weil wir zwar für die Lateinische Sprache die runde Italiänische Schrift angenommen haben, aber in allen Deutschen Büchern, selbst wenn sie für die obern Classen bestimmt sind, die alte eckige Schrift noch immer ohne Gefühl des Unnatürlichen und Barbarischen lesen können. Man könnte zur Entschuldigung dieser Erscheinung sagen, daß die Italiänische, Französische und Spanische Sprachen sich unmittelbar aus der Lateinischen gebildet haben, und die Englische mittelbarer Weise vieles aus ihr angenommen hat, daher die Anwendung der Lateinischen Schrift auf die Landessprachen hier leichter ist, als bey einer ganz fremden Sprache. Allein diese Entschuldigung verdirbt uns Holland, welches eine eben so fremde Sprache hat, als Deutschland, und die runde Schrift doch schon in den obern, und zum Theil schon in den mittlern Classen angenommen hat, und daher in Ansehung des Geschmackes schon eine Stufe höher stehen

 müßte,

müßte. So gern ich auch wollte, so weiß ich hier doch nichts zur Rettung der Ehre unsers Geschmackes anzuführen, es müßte denn dieses seyn, daß die Vorliebe der höhern Classen unter uns für die Französische Litteratur sie gegen die Deutsche kalt und gleichgültig macht; aber denn ist noch immer die Frage, ob nicht unsere Litteratur selbst Schuld daran ist, und dann würde am Ende wieder alles auf den geringern Grad des guten Geschmackes hinaus laufen. Unsere nördlichen Nachbaren, Schweden und Dänemark, sind mit uns in gleicher Verdammniß, weil sie für ihre Landessprachen gleichfalls noch die alte eckige Schrift haben, und selbige vermuthlich auch am spätesten ablegen werden.

Noch vor der Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes fingen einige Schweitzerische Gelehrte an, sich um den guten Geschmack in unserer schönen Litteratur verdient zu machen, und machten zugleich einen Versuch, die runde Italiänische Schrift in Deutschen Werken des Witzes zu gebrauchen. Dieß hätte wirklich von guten Folgen seyn können, wenn sie auf der geraden Bahn des guten Geschmackes fortgegangen wären. Allein der Widerspruch gegen die Gottschedische Schule verleitete sie gar bald auf den entgegen gesetzten Abweg, und da sie, um nicht wässerig zu scheinen, schwülstig wurden, und dabey auf die unnatürlichen Lateinischen Sylben-

Maße verfielen, so verdarben sie dadurch wieder alles, und die runde Schrift folgte dem Schicksale ihres ausgearteten Geschmackes und ward vergessen.

Deutschlands Geschmack hat zwar in den neuesten Zeiten manche Verzuckungen erlitten; allein im Ganzen ist er, glaube ich doch, demjenigen Grade jetzt nahe, in welchem er die runde Schrift nicht allein ertragen kann, sondern selbst fordern wird. Sie kann freylich nur nach und nach allgemeiner werden, weil Sprachen und alles, was zu ihnen gehöret, keinen Sprung verstatten. Zuerst müßte sie in Werken des Witzes gebraucht werden, und dann könnte sie auch in ernsthaftere für die obern Classen bestimmte Schriften übergehen, nur müßte sie nicht von dem Afterwitze und ausgearteten Geschmacke gemißbraucht werden, weil dieses gewiß nicht zu ihrer Empfehlung dienen würde. Am wenigsten müßte man sich dabey Neuerungen in der Orthographie erlauben, weil diese nie ihr Glück machen werden, sondern vielmehr alles mit in ihr Schicksal verwickeln, was mit ihnen in Verbindung stehet. Kurz es müssen Männer von Verstande und dem richtigsten Geschmacke seyn, welche hier den Ton angeben wollen.

6.

Von der Ersetzung des ausgelassenen Substantives durch Pronomina.

Die Pronomina sind Wörter, welche die veränderlichen Umstände der Person, des Ortes, u. s. f. ausdrucken, und manche von ihnen können als Nahmen angesehen werden, welche von diesen veränderlichen Umständen entlehnet sind, und daher die Stelle der wahren Nahmen der Dinge vertreten können. Dahin gehören nicht allein die persönlichen Pronomina, ich, du, er u. s. f. welche das Ding bloß nach der Person bezeichnen, sondern auch viele der übrigen, dieser, jener, der u. s. f. welche es nach dem Umstande des Ortes darstellen. Beyde können anstatt der Nahmen der Dinge, oder der Substantive gebraucht werden, wenn diese Bezeichnung nach einem zufälligen Umstande hinlänglich ist, das Ding so kenntlich zu machen, als die Verständlichkeit es erfordert, und in so fern kann das Substantiv ganz richtig durch Pronomina ersetzt, und dessen Wiederhohlung vermieden werden. Z. B. wenn ein männliches Ding der dritten Person einmahl genannt worden, so kann man es so lange bloß durch das Pronomen

er andeuten, als keine Mißdeutung dadurch erwächset. Eben so lassen sich auch die Pronomina dieser, jener, derjenige, der u. s. f. gebrauchen, wenn der bloße Umstand des Ortes oder der Bestimmung hinlänglich ist, das verlangte Ding kenntlich zu machen.

Allein, es gibt auch Fälle, wo die Pronomina zu einer solchen Vertretung gemißbrauchet werden, und wo man entweder die unrechten Pronomina dazu wählet, oder ihnen Bedeutungen beyleget, welche sie nicht haben können. Dahin gehören 1. die Possessiva, wenn sie die Wiederhohlung eines Substantives nach einem Genitive ersetzen sollen: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine; deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als meines Freundes seine damit verbunden ist; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine. 2. Die Demonstrativa der und jener: nicht Homers Gedichte, sondern die, oder jene, des Horaz; deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als die, oder jene, meines Freundes damit verbunden ist; die Größe der Sonne übertrifft die, oder jene, des Mondes. 3. Das Determinativum derjenige: nicht Homers Gedichte, sondern diejenigen des Horaz; deines Bruders Sache — als diejenige meines Freundes damit verbunden ist; die Größe der Sonne über-

trifft diejenige des Mondes. Es ist der Mühe werth, die Richtigkeit dieser Formen ein wenig genauer zu untersuchen.

Die erste Art, das Substantiv durch das Possessivum zu ersetzen, ist besonders in Nieder-Deutschland üblich, und man weiß sich daselbst oft viel mit derselben. Allein man darf nur die Natur eines Possessivi ein wenig ansehen, so wird das Fehlerhafte davon sogleich in die Augen leuchten; indem dem Pronomini hier ein Amt aufgeleget wird, zu dessen Verwaltung es völlig untüchtig ist. Die Possessiva bezeichnen das Verhältniß des Besitzes in Ansehung der Person: mein Freund, dein Bruder, ihre Tugend; und können auch den Nahmen des Substantivi ganz richtig entbehren, wenn dasselbe kurz vorher genannt worden, so daß der Leser oder Zuhörer es nicht verfehlen kann: nicht um eures Verdienstes willen, sondern um unsers. Aber, was soll es in den oben angezeigten Beyspielen bedeuten: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine. Hier ist fürs erste gar keine Bezeichnung des Besitzes nothwendig, weil das Verhältniß, welches hier angedeutet werden soll, schon durch den Genitiv des Horaz, des Monds ausgedruckt wird, hier also weiter nichts geschiehet, als daß dieses Verhältniß doppelt angegeben

wird,

wird, und zwar das zweyte Mahl stärker als nöthig ist, durch das Possessivum. Und schon um deswillen ist diese Form ein Fehler, weil sie einen unnützen Überfluß enthält, und einen bloßen Nebenbegriff, welchen der Genitiv schon hinlänglich bezeichnet, durch das Possessivum noch stärker hervor hebt. Allein im Grunde ist diese ganze Form nur eine Folge eines andern Fehlers, nach welchem man im Niedersächsischen den Genitiv überhaupt durch das Possessivum ersetzt: des Fürsten seine Länder, meines Nachbars sein Haus, der Frau Wolf ihre Tochter, meiner Frau ihre Schwester. Es kann seyn, daß man in manchen Fällen dadurch zu dieser Abweichung bewogen wird, weil im Niedersächsischen nur wenig Wörter den Genitiv bezeichnen; allein alsdann ist es eine provinzielle Eigenheit, welche man nicht in das Hochdeutsche einführen sollte. Im Englischen war dieser Fehler ehedem gleichfalls sehr gewöhnlich, wo man den Genitiv immer durch das Possessivum ausdruckte: the man his daughter, für the man's daughter, des Mannes Tochter. Allein seitdem die Englische Sprache angefangen hat, sich mit ein wenig Verstande auszubilden, hat sie diesen Fehler abgelegt, und es wäre gut, wenn die Niedersächsische es auch thäte. Der bloße Genitiv bezeichnet das Verhältniß, daß ein Ding dem andern zugehöret, oder an demselben befind-

 lich

lich ist, schon hinlänglich; warum soll es noch durch das Possessivum angedeutet werden, zumahl da dieses das Verhältniß des Besitzes ausdruckt, folglich den Begriff weit stärker ausdruckt, als geschehen soll. Eben diese Unart hat denn auch die obige Form erzeugt. Die daselbst angezeigten Beyspiele lauten vollständig eigentlich so: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine Gedichte; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine Größe. Weil nun Größe hier zweymahl hinter einander vorkommt, so hat man es das zweyte Mahl weggelassen, und würde es mit allem Rechte weglassen können, wenn nur der ganze Ausdruck etwas taugte. Ist der Sonne ihre Größe, des Monds seine Größe ein Fehler, so muß es eben so fehlerhaft seyn, wenn ich mit Auslassung des Substantives sage, des Monds seine; denn das ausgelassene Substantiv verbessert an der ganzen Form nichts.

Die zweyte Art, die Demonstrative der und jener auf diese Art zu gebrauchen, ist so wie die folgende dritte, besonders im Oberdeutschen gangbar, allein sie ist um nicht viel besser, als die vorige. Die Demonstrativa bezeichnen das Verhältniß des Ortes in Ansehung des Sprechenden; dieser oder der Mann, jenes Haus; und sie bezeichnen dieses Verhältniß so scharf, als wenn mit dem Finger darauf gezeiget würde. Ist das Sub-

stantiv

stantiv vorher genannt, oder kann es als bekannt voraus gesetzt werden; so kann es auch ganz richtig verschwiegen werden: jener ist es; dieser Vogel singt schön, aber jener in dem rothen Bauer singt noch besser. Hier ist die Auslassung ganz richtig, weil der Verstand nicht darunter leidet, und der Zusammenhang hier ein Demonstrativum fordert. Aber nun prüfe man darnach die obigen Beyspiele. Vollständig müßten sie heissen: nicht Homers Gedichte, sondern jene Gedichte des Horaz; die Größe der Sonne übertrifft jene Größe des Mondes. Jedermann wird hier das Unschickliche empfinden, weil jene hier an der unrechten Stelle stehet, indem es sich auf einen entlegenen Ort beziehet, und dem dieser entgegen stehet; hier aber keine solche Bezeichnung des Ortes Statt finden kann. Ist nun der vollständige Ausdruck unschicklich und fehlerhaft, so muß es auch der abgekürzte seyn, wo das Substantiv verschwiegen wird, weil der ganze Fehler nicht in der Verschweigung des Substantives, sondern in dem widersinnigen Gebrauche des Pronominis liegt.

Noch verwerflicher ist der ähnliche Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch des Determinativi derjenige. Das Determinativum kündigt allemahl ein Subject an, auf welchen der folgende Satz vermittelst eines Relativi

zurück geführet werden soll: ich gebe es demjenigen, welcher zuerst kommt. Es kann also nie ohne ein darauf folgendes Relativum stehen. Aber wo findet sich in den oben angeführten Beyspielen ein folgendes Relativum?

Alle drey Fälle sind also wahre Fehler, weil hier die Pronomina wider ihre wahre Bedeutung und wider ihren Gebrauch gemißhandelt werden, bloß um ein Bestimmungswort zu bekommen, nach welchem man das Substantiv weglassen könne, ohne zu überlegen, ob das Bestimmungswort hier an seiner rechten Stelle stehe, oder nicht. Wenn die Verständlichkeit der Rede die Wiederhohlung des Substantives erfordert, so kann sie auch den Wohlklang nicht beleidigen; wenigstens bey weitem nicht so sehr als ein offenbarer Sprachfehler. In vielen Fällen lassen sich beyde durch eine andere Wendung vermeiden; z. B. die Sonne ist größer als der Mond; ich meine nicht die Gedichte des Homer, sondern des Horaz. Ist aber solches nicht möglich, so ist die Wiederhohlung unvermeidlich: deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als die Sache meines Freundes damit verbunden ist. Oft sucht man dergleichen Fehler, durch den Vorwand der Kürze zu entschuldigen, allein die Kürze ist alle-

mahl

mahl ein Fehler, wenn sie entweder auf Kosten der Sprachrichtigkeit und des Wohlklanges, oder auch zum Nachtheil der Verständlichkeit gesucht wird.

Es gibt indessen noch eine andere Art, das Substantivum zu verschweigen, welche unter allen noch die erträglichste ist, und das ist denn diejenige, da das Substantiv nach dem bestimmten Artikel verschwiegen wird. Für, Alcuin legte eine Schule nach dem Muster der Schule zu York an; sein Betragen gegen uns war dem Betragen gegen andere sehr ungleich, kann man füglich sagen: Alcuin legte eine Schule nach dem Muster der zu York an; sein Betragen gegen uns ist dem gegen andere sehr ungleich. Der Strenge nach ist auch diese Form nicht vollkommen richtig, weil der bestimmte Artikel eigentlich nicht ohne sein Substantivum stehen kann. Allein da er hier seine gewöhnliche Bedeutung behält, und ihm nicht ein falscher Sinn untergeschoben wird, so läßt sich die Verschweigung des Substantives hier entschuldigen. Aber denn doch auch nur, wenn auf den Artikel eine Präposition mit ihrem Casu folgt, wie in den beyden obigen Fällen. Folgt ein Genitiv, so wird auch diese Form hart und widerwärtig: nicht die Gedichte Homers, sondern die des Horaz; die Größe der Sonne übertrifft die des Mondes;

das

das Licht der Sonne ist heller als das des Mondes; dieses Beywort ist noch mahlerischer als das des Homer; hier ist mein Brief, aber den ihres Freundes finde ich nicht; wo hoffentlich jeder die Härte empfinden wird. Die Ursache aber, warum vor einem Genitive die Auslassung des Substantives härter klingt, als vor einer Präposition, scheinet mir darin zu liegen, weil vor einem Genitive der Artikel leicht das Ansehen eines Pronominis bekommt, der Gebrauch eines Pronominis aber in diesem Falle verwerflich ist, wie aus dem vorigen erhellet. Es ist bekannt, daß der nicht allein der bestimmte Artikel, sondern auch ein Pronomen determinativum, demonstrativum und relativum ist. Diese Vieldeutigkeit ist nun freylich eigentlich ein Fehler, und daher ist es die Pflicht eines jeden Schriftstellers, das der zu vermeiden, so oft es Mißdeutung verursachen kann. Sage ich vor einem Genitive, nicht die Gedichte des Homer, sondern die des Horaz, so kommt hier das der als bestimmter Artikel zweymahl hinter einander zu stehen. Das geschiehet sonst nie, und macht schon um deswillen Anstoß. Es kommt noch dazu, daß ich auf den ersten Artikel den Ton legen muß, sondern die des Horaz. Der Artikel der ist, wie bekannt seyn muß, tonlos; allein die Pronomina der haben den Ton. Ich sage, der Mann ist wieder da;

aber,

aber, dér Mann da war gestern hier, und, der Mann, welcher mir das sagte. Da ich nun, wenn zwey Artikel auf einander folgen, folglich vor einem Genitive, den ersten betonen muß, so bekommt er dadurch die Gestalt eines Pronominis. Da aber hier kein Pronomen stehen kann, wie im vorigen bewiesen worden: so wird auch die Verschweigung des Substantives vor einem Genitive verwerflich. Folgt aber eine Präposition, so kann der Artikel tonlos bleiben: nach dem Múster der zu Yórk. Folglich bleibt hier nur die kleine, allenfalls noch erträgliche Abweichung übrig, daß der Artikel ohne sein Substantivum gesetzt wird.

7. Von

7.

Von der Ableitungssylbe ig.

Ich finde diesen Aufsatz für nützlich, weil man sich zuweilen an die Formen, Reinigkeit, Süßigkeit, Festigkeit u. s. f. stößt, und sie für unrichtig und barbarisch hält, weil man nicht reinig, süßig, festig sagen kann. Es wird sich dabey zugleich Gelegenheit zeigen, eine überaus scharfsinnige Eigenheit der Deutschen Sprache zu bemerken.

Die Sylbe ig ist,

I. Eine eigene Ableitungssylbe für sich, in welchem Falle sie sowohl Substantiva bilden hilft, als Adjectiva und Beschaffenheitswörter. Substantiva: Pfennig von Pfanne, König von können, Bottig von Butte, Botte u. s. f. Adjectiva, wohin besonders die abstracten Possessiva, der, die, das meinige, deinige, seinige, ihrige, unsrige, eurige gehören, welche als Substantive gelten, der Form nach aber Adjectiva sind, sich aber von diesen auch dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie alle übrige Adjectiva als Adverbia gebraucht werden können, indem ich nicht sagen kann, es ist meinig, es war deinig, sondern sagen muß, es ist das

meinige,

meinige, es war das deinige. Endlich auch Beschaffenheitswörter oder Adverbia Qualitatis, und zwar sowohl von Substantiven, gütig, bergig, muthig, durstig, hungerig u. s. f. von Güte, Berg, Muth, Durst, Hunger; als auch von Verbis und deren Infinitiven, erbiethig, stutzig, anheischig, gehörig, willfährig u. s. f. von erbiethen, stutzen, heischen, gehören, willfahren. Da diese eigene Ableitungssylbe keinen Anstoß weiter macht, und ich in meinem Wörterbuche umständlich davon gehandelt habe, so halte ich mich hier nicht weiter dabey auf, und wiederhohle nur die Bemerkung, daß man diese Sylbe oft irrig mit der Ableitungssylbe lich verwechselt, besonders wenn das Stammwort ein Substantivum oder Verbum ist, welches sich auf el, ll oder eln endigt. Von Adel, Kitzel, Hügel, Tadel oder tadeln, von dem alten Bill u. s. f. kommen adelig, kitzelig, hügelig, untadelig, billig, und nicht adelich, kitzelich u. s. f. Eine Ableitungssylbe — ich gibt es für Adverbia nicht; sollte aber hier die Sylbe lich Statt finden, so müßte das l verdoppelt werden, adellich, kitzellich, untadellich, welches doch wider den Sprachgebrauch ist.

II. Eine Hülfssylbe, welche andere Wörter und Redetheile bilden hilft, von welcher ich hier eigentlich rede. Diejenigen Wörter, welche sie bilden hilft, sind:

1. Ab-

1. Abstracte Substantiva auf keit. Es können diese eigentlich nur von solchen Adverbiis gebildet werden, welche sich auf bar, er, ig, lich und sam endigen. Von brauchbar, dankbar, bitter, heiter, anmuthig, ewig, dauerhauftig, zaghaftig, ehrlich, freundlich, einsam, grausam, kann man Brauchbarkeit, Dankbarkeit, Bitterkeit, Heiterkeit, Anmuthigkeit, Ewigkeit, Dauerhaftigkeit, Zaghaftigkeit, Ehrlichkeit, Freundlichkeit, Einsamkeit, Grausamkeit bilden.

Aus Wurzelwörtern können vermittelst der Sylbe keit eigentlich keine Abstracta gebildet werden. Soll solches aber geschehen, so müssen sie vorher diese Sylbe ig annehmen. Diese Wurzelwörter nun, welche auf solche Art Abstracta werden können, sind (1) solche Adverbia, welche sich auf einen weichen Consonanten endigen, welcher vor dem k eine allzugroße Härte bekommen würde. Von behende, blöde, müde, spröde kommen Behendigkeit, Blödigkeit, Müdigkeit, Sprödigkeit. Dahin gehören auch alle diejenigen Adverbia, welche mit los zusammen gesetzet sind: Gottlosigkeit, Lieblosigkeit, Sprachlosigkeit, Kraftlosigkeit, Sinnlosigkeit, Fruchtlosigkeit, Ehrlosigkeit u. s. f. (2) Einige andere, welche sich nicht auf einen solchen weichen Consonanten endigen: Dreistigkeit, Feuchtigkeit, Festigkeit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Härtigkeit, Mattigkeit,

eigkeit, Nettigkeit, (welches doch nicht allgemein ist,) Reinigkeit, und vielleicht noch andere mehr.

Man siehet bald, daß in allen diesen Fällen bloß der Wohlklang an der Einschiebung dieser Sylbe Schuld ist. Das k ist ein sehr harter Consonant, welcher nach den meisten übrigen Consonanten einen Übellaut macht, welchen man schon sehr frühe empfunden, und daher die Regel angenommen hat, denselben durch eine eingeschobene Sylbe zu heben. Es erhellet dieses auch daraus, weil Statt dieses ig ehedem im Oberdeutschen das bloße e üblich war, und in einigen gemeinen Mundarten noch ist: Blödekeit, Müdekeit, Reinekeit u. s. f. wofür die neuere Hochdeutsche Mundart das ohnehin in diesem Falle schon alte ig beybehalten hat.

Da nun dieses ig eine bloße Hülfssylbe ist, Abstracta zu bilden, so fällt sie auch weg, so bald die Ursache ihres Daseyns aufhöret. Die Adverbia lauten daher nicht feuchtig, festig, reinig u. s. f. sondern feucht, fest, rein.

Aber, könnte man sagen, da wir ja die Ableitungssylbe heit haben, Abstracta zu bilden, welche sich nach allen Consonanten ohne Mißklang aussprechen läßt, Grobheit, Blindheit, Feinheit, Gesundheit, Schwachheit, Klarheit, Ergebenheit, so kann man ja mit eben dem Rechte auch sagen, Festheit, Feuchtheit,

Reinheit, Kleinheit, Müdheit, Gerechtheit u. s. f. Allein der Einwurf beweiset zu viel, weil er nicht allein gegen alle übrige Ableitungssylben, vermittelst deren Abstracta gebildet werden, sondern auch gegen die meisten Ableitungssylben für Beschaffenheitswörter, z. B. bar, haft, ig, lich u. s. f. angewandt werden kann, wo man immer fragen könnte, warum ist nicht lieber jene Ableitungssylbe als gerade diese gebraucht worden. Als sich die Sprache bildete, hatte man allerdings seine Ursachen, warum man in jedem einzelen Falle diese und keine andere Ableitungssylbe vorzog, und wenn wir den Grund allemahl angeben könnten, so würden wir ihn sehr vernünftig finden müssen. Wenn das aber auch jetzt nicht allemahl möglich ist, so bleibt es doch Pflicht, dem Sprachgebrauche, so fern er allgemein ist, zu folgen, und unter andern auch die Ableitungssylben nicht willkührlich zu vertauschen, weil die allgemeine Verständlichkeit dabey zwar verlieren aber nichts gewinnen kann. Reinheit ist im Grunde eben so gut als Feinheit; da aber der Sprachgebrauch einmahl Reinigkeit aufgenommen hat, so würde jenes bey ungeübten Lesern nur Anstoß machen, und der ganze Gewinn des Schriftstellers dabey ist eine unbedeutende Sylbe von zwey Buchstaben. Vielleicht fiele es alsdann einem andern ein, warum denn nicht lieber Reine, oder allenfalls

Feinde, da e und de auch Abstracta bilden, und hier noch mehr Buchstaben ersparet werden? Da hätte man denn wieder drey Nahmen für einen und eben denselben Begriff, welcher unnützer Überfluß allemahl ein Fehler ist.

Im Lateinischen findet sich etwas ähnliches, wo z. B. zwischen dem Wurzelworte und der Ableitungssylbe für Abstracta die Vocale e und i eingeschoben werden, die harte Zusammenkunft der Consonanten zu mildern: mendicitas, felicitas, bonitas, charitas, durities, albedo, dulcedo, von mendic, felix oder felic, bon, char, dur, alb, dulc, nach weggeworfenen Geschlechts- und Casuszeichen. Die Ableitungssylben tas, to und ties kommen mit den Deutschen de und te, in Freude, Gnade, Sünde, Herde, Würde, Gelübde, Ärnte, überein, nur daß jene noch ein eigenes Casuszeichen für den Nominativ haben, welches die Deutsche Sprache nicht hat.

2. Adjectiva aus Umstandswörtern zu bilden; eine in der That merkwürdige Erscheinung. Ich habe in dem ersten Stücke dieses Magazines bereits bemerket, daß das, was sich von einem Substantive sagen läßt, entweder außer demselben befindlich ist, (ein Umstand, wie hier, da, gestern, heute, dort, jetzt, nunmehr u. s. f.) oder an demselben. Das letztere kann entwe-

der an und für sich gedacht werden, (roth, groß, gut,) und heißt alsdann eine Beschaffenheit, Adverbium Qualitatis, oder es wird an und mit dem Dinge zugleich gedacht, das rothe Tuch, ein großer Mann, das gute Geld, in welchem Falle es eine Eigenschaft heißt. Da ein Umstand keine Eigenschaft ist, so kann er eigentlich auch nur vermittelst eines Verbi von dem Substantive gesagt werden: der Freund ist hier, der Baum stehet dort, die Post kam gestern, ich sahe ihn heute. Aber es können doch Fälle kommen, wo es gut ist, wenigstens viele Worte ersparet, wenn man den Umstand an und mit dem Dinge zugleich vorstellen kann. Eigentlich müßte ich sagen, dein Freund, welcher hier ist, die Post, welche gestern gekommen ist. Wie viel könnte nicht die Kürze gewinnen, wenn sich ein Mittel ausfindig machen ließe, den Umstand dem Substantive unmittelbar beyzulegen, und gleichsam einzuverleiben. Wir wollen einmahl sehen, wie der rohe ungebildete Verstand, (denn der war es, der Sprache schuf und ausbildete,) geschlossen hat.

Was als unmittelbar an einem Dinge befindlich vorgestellet wird, ist eine Eigenschaft. Was eine Eigenschaft werden soll, muß erst eine Beschaffenheit seyn; (verstehet sich nach Deutscher Vorstellungsart, weil im Deutschen alle Adjectiva aus Adverbiis Qualitatis gebildet

bildet werden). Es wäre also vergebens, aus einem Umstande eine Eigenschaft machen zu wollen, weil diese eine Beschaffenheit voraus setzt, ein Umstand aber keine Beschaffenheit seyn kann, weil sonst ein Begriff zugleich an dem Dinge, und außer demselben befindlich seyn müßte, welches ein Widerspruch ist. Wie wäre es aber, wenn man den Umstand nur pro Forma zur Beschaffenheit erhübe, um das Wort nur als ein Adjectiv gebrauchen zu können? — Gedacht, gethan. Man wählete aus uns jetzt unbekannten, aber damahls ohne Zweifel sehr gegründeten Ursachen, die beyden Ableitungssylben er und ig, welche ohnehin schon zu Bildung der Beschaffenheitswörter gebraucht wurden, und so war man im Stande, den Umstand in unmittelbarer Verbindung mit dem Substantive zu denken und auszudrucken.

a) Vermittelst der Ableitungssylbe er, mit Wegwerfung der eigenen Ableitungssylbe en des Umstandswortes, wenn es eine solche hat. Aus oft, erst, letzt, mehr, mittel, welches noch in Zusammensetzungen und als ein Substantiv üblich ist, können die Adjective der öftere, erstere, letztere, mehrere und mittlere gemacht werden. Außen, innen, oben, hinten, vorn, nieden, unten, sind Umstandswörter, welche vermittelst der Ableitungssylbe en von den Wurzeln aus, in, ob, hint, vor, nied, unt, gebildet sind. Nach Wegwerfung

dieser Sylbe und Anhängung der Beschaffenheitssylbe er werden daraus die Adjectiva der äußere, innere, obere, hintere, vordere, niedere, untere. Aus Unkunde dieses Ganges der menschlichen Vernunft hat man diese Adjective um der Sylbe er willen, wohl eher für Comparative gehalten, und behauptet, daß sie keinen Positivum haben. Allein da ihre Bedeutung nichts Comparatives hat, so sind sie wahre Positive; einen Comparativ leiden sie aber um des Wohllautes nicht, weil alsdann noch ein er hinzukommen müßte, der äußerere, welches unerträglich seyn würde. Bey dem Superlativ fällt dieses Hinderniß weg, daher sie denselben auch gar wohl verstatten, der äußerste, innerste, hinterste u. s. f. Im Lateinischen findet man genau eben dasselbe. Von ante und post kommen die Adjective anterus, posterus, und von den Wurzeln cit, inf, int, sub, von welchen vermittelst eigener Ableitungssylben die Umstandswörter und Präpositionen citra, infra, intus, super und subtus gebildet sind, die Adjective citerus, inferus, interus, superus, von welchen einige doch nur als Comparative üblich sind, anterior, citerior, interior, weil hier nicht der Mißklang im Wege stehet, welcher im Deutschen den Comparativ hindert.

b) Vermittelst der Ableitungssylbe ig. Dahin gehören theils bald, da, dort, hier, jezt, heuer, heute, gestern, vor, ob, leid, ein, eins oder einz, voll, nieder, über, stät, wider, mehr, nur in einem Falle, her, in einigen Fällen, weit, nur in einem Falle, theils auch alle Zusammensetzungen mit mahl und seit oder seits, von welchen die Adjective, der baldige, dasige, dortige, jezige, heurige, heutige, hiesige, gestrige, obige, leidige, völlige, einige, einzige, stätige, widrige, niedrige, ehemahlige, vormahlige, dießmahlige, abermahlige, nunmehrige, bisherige, vorherige, nachherige, beyderseitige, jenseitige, diesseitige, anderweitige gebildet werden.

Da diese Erhebung des Umstandswortes zu einem Beschaffenheitsworte vermittelst der Sylben er und ig bloß um der Form willen geschiehet, um dem einmahl angenommenen Grundsatze, daß ein jedes Adjectivum von einem Beschaffenheitsworte gemacht werden muß, eine Genüge zu thun, so siehet man nun auch die Ursache, warum diese Wörter außer der Concretion nicht als Beschaffenheitswörter gebraucht werden können. Ich kann sagen, der heutige Tag, die gestrige Freude, der obere Theil, aber nicht, er kommt heutig, ich sahe ihn gestrig, es liegt ober. Warum nicht?

Die Sylben er und ig werden bloß um der Concretion willen angehänget; fällt diese weg, oder wird das Wort nicht mehr als ein Adjectiv gebraucht, so tritt auch das Umstandswort wieder in alle seine Rechte ein, weil es ein Widerspruch seyn würde, daß ein Prädicat ein Umstand und eine Beschaffenheit zugleich seyn sollte. Einige sind zwar freylich auch als Beschaffenheitswörter üblich, wie völlig, widrig, übrig, einzig, einig, stätig, niedrig. Bey voll, ein und stät rühret dieses daher, weil sie als Umstandswörter und Beschaffenheitswörter zugleich gebraucht werden, ein volles Glas, stäte Arbeit, der eine Mann; bey den übrigen aber muß man es dem rohen Menschenverstande zu Gute halten, wenn er in einigen wenigen einzelen Fällen die Analogie übersahe.

Ich habe diese ganze Analogie ein wenig umständlich entwickelt, weil sie, so viel ich weiß, noch von keinem Sprachlehrer ist bemerket worden. Sie ist in der That so fein und scharfsinnig, daß sie einem Philosophen der ersten Größe Ehre machen würde, und doch rühret sie nur von rohen und ungebildeten Menschen her, welche dabey nur nach sehr dunkeln Empfindungen verfahren konnten, die so dunkel waren, daß bisher weder Philosophen noch Sprachforscher diesem Gange des menschlichen

lichen Verstandes auf die Spur gekommen sind. Wie laut predigt hier die Analogie, daß nichts ein Adjectiv oder Eigenschaftswort werden könne, was nicht vorher ein Beschaffenheitsworts ist! Wie richtig ist nicht der Schluß, daß ein Umstand keine Beschaffenheit seyn kann, oder mit andern Worten, daß nichts zugleich an dem Dinge und zugleich auch außer dem Dinge seyn kann! Und wie fein ist das Auskunftsmittel, mit welchem man sowohl der erstern Forderung eine Genüge thut, als auch dem letztern Widerspruche ausweicht!

Im Grunde ist es freylich eine Chicane, einen Umstand zum Scheine zur Beschaffenheit zu erhöhen, um ihn concrescieren, oder als ein Adjectiv gebrauchen zu können; aber doch eine Chicane, welche dem schlauesten Rabulisten wenigstens keine Schande machen würde. Aber eben, weil es eine Chicane ist, so folgt daraus zweyerley. 1. Die ganze Analogie ist veraltet, und es ist jetzt nicht mehr erlaubt, neue Adjective nach derselben aus Umstandswörtern zu bilden. 2. Nicht alle von denjenigen, welche nun einmahl wirklich vorhanden sind, sind der edlern Schreibart der Hochdeutschen angemessen; viele sind niedrig oder provinziell, wie der morgige Tag, von dem Umstandsworte morgen, (der morgende Tag ist noch abweichender,) und die Oberdeut-

schen, die sonstigen Angelegenheiten, der daselbstige Mann, die vorhinnige Erwähnung, dereinstige bessere Zeiten, die etwaige, einstweilige oder jeweilige Zusammenkunft, bey dergestaltiger Lage der Sachen. Die ganze Analogie ist ein Nothmittel der Kürze. Die Kürze ist nicht die höchste Absicht der Rede, sondern die möglichste Verständlichkeit, und dieser ist die grammatische Richtigkeit wieder untergeordnet. Wo also der Sprachgebrauch in einzelen Fällen nicht allgemein ist, da muß man umschreiben: der Tag, welcher morgen kommt, der Mann, welcher daselbst wohnt, war oder ist, die Erwähnung, welche vorhin geschahe u. s. f. Selbst das dasig wird ein Schriftsteller von Geschmack in der edlern Schreibart wohl nicht gern gebrauchen.

8. Ver-

8.
Vermischte Anmerkungen.

1.

Warum schreibt man so gern darinnen, hierinnen, worinnen, oder darinn, hierinn, worinn? Wir haben zwar eine Ableitungssylbe — en, Umstandswörter zu bilden, oben, unten, hinten, mitten, und selbst innen, von innen und außen, wo das n der Wurzel in um des geschärften Tones willen, mit Recht verdoppelt worden. Allein in den obigen Fällen findet davon nichts Statt. Darin, hierin, worin, sind zusammen gesetzte relative Partikeln, wo der letzte Theil die Präposition in ist, so wie es in daraus, hieraus, woraus, die Präposition aus, in darein, hierein, worein, die alte Präposition ein, in daher, hierher, woher, dahin, wohin, die noch als Umstandswörter bekannten her und hin sind. So wenig man diesen die Endung en anhänget, und daraußen, hieraußen, dareinen, ich gehe dahinnen sagt, so wenig bedürfen selbige auch darin, hierin, worin. Fällt die Endung en weg, so ist die Verdoppelung des n völlig fehlerhaft, weil sie nichts zu ihrer Entschuldigung aufzuweisen hat.

Beyde Formen, sowohl darinn, hierinn, worinn, als darinnen, hierinnen, worinnen, sind überbleibsel der ältern Hochdeutschen Schriftsprache, deren Character unter andern auch in einem leeren Sylben-Gepränge bestand, und in dem Hange mit vielen Worten und Sylben wenig zu sagen. Daher hing sie die Endsylbe en allen Beschaffenheitswörtern an, wenn sie als Umstandswörter gebraucht werden sollten: herzlichen, lieblichen, bittlichen einkommen, gänzlichen u. s. f. Die neuere Hochdeutsche Mundart warf diese Sylbe von den Beschaffenheitswörtern wieder weg, aus dem Bewußtseyn, daß jedes Beschaffenheitswort auch als ein Umstandswort gebraucht werden kann, die Art und Weise zu bezeichnen. Die drey obigen wurden dabey größten Theils übersehen, oder wenn man auch das en wegwarf, so behielt man doch das verdoppelte n bey, da doch dieses bloß eine Folge von jenem ist, und ohne dasselbe nicht Statt finden kann. Vermuthlich ward man durch das Umstandswort innen getäuscht, welches aber hier nicht Statt findet, weil die obigen Wörter mit der Präposition in zusammen gesetzt sind, so wie daraus, hieraus, mit aus, und die oben angeführten mit andern Präpositionen und Umstandswörtern.

2. Sowohl in den Ober- als Niederdeutschen Provinzen macht man einen unangenehmen Mißbrauch von der

der Conjunction um, eine Absicht zu bezeichnen, wenn der bloße Infinitiv mit dem Wörtchen zu dieselbe schon hinlänglich bezeichnet: ich komme her, um dich zu sehen; er ward abgeschickt, um nach der Ursache zu fragen; wo das um völlig überflüssig ist. Der Infinitiv mit zu bezeichnet, 1. einen Gegenstand des Prädicates: es fängt an zu regnen, er bestrebt sich reich zu werden, es kränkte ihn, sich übertroffen zu sehen. Hier ist um völlig fehlerhaft: große Herzen sind bestimmt, um hier zu leiden, weil hier der Begriff des Gegenstandes der herrschende ist. 2. Eine Absicht: ich kam nur her, mit dir zu sprechen. Hier kann um nur beygefüget werden, (a) wenn vermöge der Inversion die Rede mit der Absicht angefangen wird, um diese desto genauer zu bezeichnen; nur um mit dir zu sprechen, kam ich her; um desto sicherer zu gehen, will ich bey den ersten Begriffen anfangen. (b) Wenn die Endursache bezeichnet werden soll, welche von der bloßen Absicht noch verschieden ist, und der Infinitiv mit damit aufgelöset werden müßte: ich breche hier ab, um nicht zu weitläuftig zu werden; wir leben nicht, um zu essen und zu trinken. Außer diesen Fällen ist der Gebrauch des um ein unnützer Überfluß, weil der bloße Infinitiv mit zu schon die bloße Absicht hinlänglich bezeichnet.

3. Wir haben im Deutschen zwey Pronomina relativa, welcher und der, wozu noch die relative Partikel so kommt, welche gleichfalls die Stelle eines Relativi vertreten kann. Man glaubt, diese drey Wörter ohne Unterschied gebrauchen zu können, oder ziehet wohl gar die beyden letztern dem ersten vor, bloß aus der Ursache, weil sie um eine Sylbe kürzer sind. Allein die Verständlichkeit hat noch viel dawider einzuwenden. Der und so sind sehr vieldeutige Wörter; das erstere ist nicht allein der bestimmte Artikel, sondern auch ein demonstratives und determinatives Pronomen; das letztere aber hat sowohl als Conjunction, als auch als ein bloßes Umstandswort sehr viele Ämter zu verwalten. Beyde sind um deswillen als Relativa minder tauglich, wenn man ein besseres an ihre Stelle hat. Dieses bessere ist nun welcher, welches das eigentlichste, ausgebildetste und bestimmteste Relativum ist, bey welchem gar kein Mißverstand Statt findet: du bist nicht der erste, welcher mir das saget. Die vertrauliche Sprechart kann ihm allenfalls das kürzere der vorziehen; allein die feyerliche und bestimmtere sollte es nie, außer im Nothfalle thun, d. i. entweder, wenn zwey Relativa in einem Satze zusammen kommen: du bist nicht der erste, welcher mir eine Wahrheit sagt, die mir unangenehm seyn muß; oder auch, wenn das Relativum im Genitiv stehen

hen sollte: der Freund dessen du erwähntest, die Unglücklichen deren du dich annimmst, wo welches und welcher das Gehör beleidigt, aus einer Ursache, welche in dem Begriffe des Genitives lieget, die ich aber hier nicht weiter entwickeln kann, ohne zu weitläufig zu werden. So ist das unschicklichste Relativum, so häufig es auch in dieser Gestalt von manchen Schriftstellern gebraucht wird: der Mann so mir das sagte, das Haus so du kaufest; daher man es hier billig völlig veralten lassen sollte. Der einige Fall, wo es nöthig seyn könnte, wäre allenfalls, wenn drey Relativa in einem Satze zusammen kommen müßten; allein da eine solche Häufung der Erklärungssätze an und für sich schon Dunkelheit macht, so sucht man sie lieber zu vermeiden.

4. Menschheit und Menschlichkeit sind zwey Wörter, welche von vielen der neuesten Schriftsteller außerordentlich gemißbraucht werden, zum deutlichen Beweise, daß eine Sprache sich nicht in üblern Händen befinden könne, als wenn sie dem Willkühre der Schriftsteller überlassen seyn sollte. Man spricht von Geschichte der Menschheit, von der Ehre der Menschlichkeit, von Sachen, woran der ganzen Menschheit oder Menschlichkeit gelegen ist, und wer weiß, wovon nicht alles mehr. Eben so wird auch das Wort Sterblichkeit

keit gemißhandelt, wenn man die Sterblichkeit eines Landes berechnen will. Diejenigen Herren, welche diese Wörter auf die jetzt gedachte Art mißhandeln, würden sehr verlegen seyn, wenn sie ihren Begriff deutlich machen sollten. Wenigstens ist der erste Gedanke, welcher sich dem Leser in solchen Fällen aufdringt, der, daß der Schriftsteller selbst nicht gewußt hat, was er schreibt, und wovon er schreibt, weil es ihm sonst unmöglich an einem schicklichern Ausdrucke hätte fehlen können.

Menschheit ist ein Abstractum, und kann vermöge der Ableitungssylbe heit nichts anders bedeuten, als den Stand eines Menschen, die menschliche Natur, so wie Gottheit die göttliche Natur, Kindheit, den Stand, das Alter eines Kindes, Mannheit, Eigenschaft und Stärke des Mannes bedeuten. Und in dieser Bedeutung sagt man ganz richtig: Tugend ist das edelste, was die Menschheit besitzet; es gehöret etwas mehr als Menschheit dazu, bey so niedrigen Bosheiten seine Fassung zu behalten. Erträglicher ist es, wenn man diesem Worte in den neuern Zeiten die engere Bedeutung der verfeinerten Natur des Menschen in der engern bürgerlichen Gesellschaft beygelegt hat: alle Menschheit ausziehen, die Pflichten der Menschheit gegen einander ausüben; obgleich diese Bedeutung eigentlich dem Worte Menschlichkeit zukommt, daher

es

es wider die Absicht der Sprache ist, Wörter und Bedeutungen unter einander zu mengen. In einigen wenigen Wörtern, vielleicht nur noch in Christenheit allein, bildet die Ableitungssylbe heit Collectiva; allein das ist eine alte längst verlassene Analogie, nach welcher folglich keine neue Wörter mehr gebildet werden können. Aber was sollen nun Geschichte der Menschheit, oder Ephemeriden der Menschheit bedeuten? Des menschlichen Geschlechts? Das kann es als ein neues Wort nicht bedeuten, weil die Analogie, welche hier zum Grunde liegen müßte, längst verworfen ist? Der menschlichen Natur? oder der Natur des in der engern bürgerlichen Gesellschaft verfeinerten Menschen? Das könnte es; allein so viel man siehet, wollten die Verfasser das nicht damit sagen. Vermuthlich hatten sie die Cultur des menschlichen Geschlechtes in Gedanken. Aber wie konnte es ihnen einfallen, einen so zusammen gesetzten Begriff durch ein einiges Wort auszudrucken, weil der Ausdruck nothwendig schief und schielend gerathen mußte.

Menschlichkeit ist das Abstractum von menschlich, so fern es dem gesitteten Zustande des Menschen gemäß, und darin gegründet, bedeutet. Menschlichkeit bedeutet daher theils, diejenige Beschaffenheit, da etwas in diesem Zustande gegründet ist, theils aber auch

eine darin gegründete Handlung: die Ältern geben uns die Menschheit, der Unterricht muß uns die Menschlichkeit geben. Aber menschliche Natur kann es so wenig bedeuten als das menschliche Geschlecht. Zwar gibt es einige wenige Ableitungen mit keit, welche Collectiva sind, Geistlichkeit, Obrigkeit; allein auch hier ist die Analogie völlig veraltet, daher sie bey neuen Ableitungen nicht zum Grunde gelegt werden kann. Die Ursache, warum man die collective Bedeutung bey heit und keit veralten lassen, ist leicht einzusehen; es ist die Mißdeutung, welche zwey einander so sehr entgegen gesetzte Bedeutungen, als die collective und abstracte sind, veranlassen können.

Sterblichkeit ist in dem oben erwähnten Verstande, wo möglich, noch verwerflicher. Sterblich bedeutet nichts anders, als fähig zu sterben, und ist dem unsterblich entgegen gesetzt. Sterblichkeit kann also auch nichts anders bedeuten, als das Vermögen oder die Fähigkeit zu sterben. Wie konnte man sichs doch einfallen lassen, wieder einen so zusammen gesetzten Begriff, als das Verhältniß der Gestorbenen gegen die Gebohrnen ist, durch dieses Wort auszudrucken, und Sterblichkeits-Listen u. s. f. zu machen? Andere Sprachen können hier nicht zum Muster dienen, weil jede ihre eigene Analogien hat, und man Sprachge-

brauch

brauch, Verständlichkeit, Reinigkeit und grammatische Richtigkeit nur sogleich aufgeben müßte, wenn es erlaubt seyn sollte, eine Sprache nach den Analogien anderer zu modeln.

5. Wenn Niederdeutsche Hochdeutsch schreiben wollen, so können sie sich von den Eigenheiten ihrer Provinz nur selten so frey machen, daß nicht hin wieder etwas davon durchscheinen sollte. Dahin gehöret besonders die ihnen eigene Biegung des Plurals der Substantive, sowohl vermittelst des s, welches im Hochdeutschen völlig unbekannt ist, die Fräuleins, die Jungens, die Mädchens, die Frauens, die Herrens, die Damens; als auch vermittelst des Umlautes, welchen sie vielen Wörtern geben, die ihn im Hochdeutschen nicht bekommen können: die Böthe, (Fahrzeuge,) Generäle, Admiräle, die Herzöge, und andere mehr, welche ein Hochdeutscher in den Niederdeutschen Zeitungen täglich mit Widerwillen lesen muß. Eben so anstößig ist im Hochdeutschen das Oberdeutsche Täge für Tage.

6. Hülfswörter sind im Deutschen und in den neuern Sprachen gewisse Verba mit allgemeinen Nebenbegriffen, welche gebraucht werden, die Lateinische Conjugation zu umschreiben. Der Lateiner sagt durch bloße Biegungssylben amavi, amabo, amor; der Deutsche und mit ihm die meisten heutigen Europäer lösen die darin lie-

genden dunkelen Begriffe in klare auf, und setzen den Hauptbegriff in das Participium oder den Infinitivum, den Nebenbegriff aber, welchen der Lateiner sehr dunkel durch die Biegungssylbe bezeichnet, drucken sie durch ein Verbum finitum aus, welches diesen Nebenbegriff klar darstellet: ich habe geliebt, ich werde lieben, ich werde geliebt. Warum das geschiehet, habe ich in der ersten Abhandlung des vorigen Stückes zu zeigen gesucht. Solche Verba nun mit allgemeinen Nebenbegriffen nennen wir Hülfswörter, und dergleichen sind zunächst und eigentlich haben, seyn und werden. Da jedes Verbum finitum der vornehmste und wesentlichste Theil des Prädicates ist, weil es das, was von dem Subjecte gesagt werden soll, mit sehr vielfachen Nebenbestimmungen enthält, und alle übrige Glieder des Prädicates diese Bestimmung nur fortsetzen, so sind es auch die Hülfswörter. Allein da sie nur einen allgemeinen Nebenbegriff enthalten, so erfordern sie auch die genauesten Bestimmungen, und diese geschiehet denn vornehmlich durch das Participium oder den Infinitiv. Sage ich: unser Freund hat gestern in dem Garten, so fehlet dem allgemeinen Nebenbegriffe hat seine eigentliche und vornehmste Bestimmung, daher ist der ganze Satz unverständlich und mangelhaft.

Es ist in Schriften aller Art sehr gewöhnlich, die Hülfswörter haben und seyn, wenn sie in dem Satze hinter ihrem Participio stehen sollten, zu verschweigen; so bald er gestorben, sage es mir; ein Beyspiel, wovon in unserer Geschichte noch kein Beyspiel vorhanden; zwey Tage darauf, als er abgesegelt, entstand ein Sturm; die Nachricht, daß er es genommen, war ungegründet; nachdem sie länger als dreyßig Jahr gedient, erhielten sie ihren Abschied; er machte dem, welcher die Vorbitte eingelegt, ein Geschenk; ich weiß, daß ich oft zu kurz gewesen; der Stoff, welchen ich bearbeitet, ist einer der schwersten. Es ist die Frage, ob diese Weglassung erlaubt ist. Folgende Gründe streiten dawider. 1. Das Verbum ist der wesentlichste Theil des Prädicates, von welchem alle übrige nur Bestimmungen sind; folglich ist es auch das Hülfswort. 2. Dieses bezeichnet zwar nur den allgemeinen Nebenbigriff des Habens und Seyns, aber nie allein, sondern mit den zufälligen Verhältnißbegriffen der Person, Zahl und Zeit. Alle diese errathen zu lassen ist ein wenig zu viel. 3. Da diese Auslassung nicht erlaubt ist, wenn das Hülfswort voran stehet, so sollte sie auch nicht erlaubt seyn, wenn es hinten stehet. Noch hat niemand mit Auslassung des Hülfswortes gesagt, er gestorben, sie es genommen;

folglich sollte man auch nicht sagen, wenn er gestorben, oder da sie es genommen. 4. Nach manchen Participiis kann sowohl haben als seyn stehen, und bey diesen macht die Auslassung des wahren Verbi die Dunkelheit und Mißdeutung noch größer: nachdem er geschlagen, ging er weg; als er ausgerufen, ward er ohnmächtig; so bald er abgedankt, soll er geadelt werden. In diesen und andern ähnlichen Fällen ist es nicht gleichgültig, ob man war, ist oder hat darunter verstehet. 5. Das vorgegebene Geschlepp der Hülfswörter ist eine Einbildung. Diejenigen Fälle, wo die mehrmahlige Wiederhohlung allgemeiner Nebenbegriffe Mißklang verursachen kann, lassen sich bey ein wenig Geschicklichkeit leicht vermeiden.

Die Verschweigung der gedachten beyden Hülfswörter ist daher nur erlaubt: 1. in der vertraulichen Sprache des gesellschaftlichen Lebens, wo man sich ohnehin manche Nachlässigkeiten erlaubt, und 2. in der dichterischen Schreibart, deren Kraft und Nachdruck unter andern auch darin bestehet, daß sie Nebenbegriffe errathen läßt, und dadurch die Hauptbegriffe desto stärker hervor hebt. Allein die ernsthafte Prose, welche belehren und unterrichten will, sollte diese Verba nie auslassen.

---

9. Herrn

9.

Herrn D. C. G. Anton in Görlitz Beschreibung dreyer Fragmente einer alten Bibel-Übersetzung in Deutschen Versen.

Als ich vor einiger Zeit eine alte Bibliothek durchging, so hatte ich das Glück, da viele Bücher in sogenannter Mönchs-Schrift eingebunden waren, unter andern wichtigen Fragmenten, drey verschiedene Membranen einer Bibel-Übersetzung in Deutschen Versen zu entdecken, welche Bruchstücke ich hiermit näher beschreiben will.

I.

Der erste Codex war in Folio mit blasser Farbe, rothen oft blauen Anfangsbuchstaben, die bisweilen bey größern Abschnitten golden sind, in doppelten Columnen geschrieben. Sein Alter scheint mir ins dreyzehnte Jahrhundert zu fallen, doch wage ich es nicht, ihn gleich in den Anfang desselben zu setzen. Die Buchstaben sind nicht zu groß und mit wenigen Abbreviaturen. Über jedem Blatte stehet Genesis. Das Fragment selbst ist also aus dem ersten Buch Moses und lautet also:

* * *

Gebar an geczaltir czit
Als ir ufgeſlozin was
Da ſi des kindes genas
Noch inen gewonheit
Abraham daz kint beſneit

* * *

Warn hin gegangen ſit
Vnde virczig vnd hundirt me
Was biz an diſe czit von Noe
Drihundirt iar an der zal
Vnde czwey vnde drizig vbiral

* * *

Dy dirn zu ſone im gebar
Daran was daz vngemach
Zu abrahame ſi ſprach
Vz wirf di dirnen vnde ir kint
Balde an allen vnderbint

* * *

Dy ruche vnde di ſlechte
Irre uf wegen vngebert
Nu was daz wazer vorczert
Da mite ſi ſich labete e
Der durſt tet ir mit hieze we

Si wuſte was ſo durre irkant
Daz ſi nirgen wazſir vant
Des was ſi leidig vnde vn vro
Daz kind ſi von ir ſaezte do
Vnder einen boum ſo varre eyn man
Mit eyme bogen geſchizin kan

Si ſaz kein (1) im vnde ſprach
Weynende daz vngemach
Mag ich nicht ame kinde ſen
Daz nu zu ſterbin iſt geſchen
Von durſtis not mit grymme
Got horte des kindes ſtymme
Vndé ſante ir einen engil dar
Der rief vnde ſprach zu ir agar
Vorchte dich nicht waz tuſtu
Got hat daz kint ir horit nu
Stant inin iz bi der hant
Di ſi vor war daz bekant
Vnczumiclich vnde ane wan
Got hat ſine ougen uf getan
Vnde wil daz kint zu grozir diet (2)
Machin got daz kint beriet

(1) gegen, (2) Geſchlecht.

In ſiner grozin ſwere da
Si vant einen bronnen na
Kalt vnde gut vur durſtis not
Dem kinde ſi da trinken bot
Vnde vulte ir barel vnde ginc dan
Das kind ſere wachſen began
Vnde wart als ich geleſn han
In der wuſtenunge pharan
Wonende vnde ouch blibende
Schuczin amecht tribende
Sin mutir agar nam im do
Ein wib von egypto
Dy im czwelf ſone gewan
An dem des erſten hub an (*a*)
Des kynnes wurczil vnd ſtam
Da von daz groze geſlechte quam
Nach der yſmaheliten
Nach ſinde in mangen cziten
Wuchs daz kvnne ſin vor war
Lange czit vnde manige jar
Dy czwelf ſone vor war vngelogen (*b*)
Wurden alle herczogen
Vil landen ir gewalt gebot
Der eldiſte hiz nabayot

Der

Der ander was genant cedar
Den iſmahelis wib gebar
Von dem iſt vornomen (c)
Von ime ſint die walen komen
Als der juden warheit
An irin buchin vns ſeit.
Addeel was des dritten name
Der virte hiz mabſame
Maſma der funfte hiz ſo
Abir der ſechſte hiz dymma
Der ſibinde hiz maſa
Hadat hiez der achte dar na
Thema der nvnde vnder in
Der czende als ich bewiſit bin
Ytar was mit namen genant
Di warheit tut vns bekant
Der eilfte hiez naphis
Der in kreftlichir wis
Begunde ſere wachſende
Der czwelfte hiz cedmo
Di gebruder ſin irn jarn
So vil geſlechte gebarn
Daz ſunder ir gelich gebar
Gancz geſlechte gancze ſchar

Dy wort die ich hic vorſprach (d)
Di zu agar der engil voriach
Daz wider iſmahelis hant
Wart allir hende ſtrit erkant
Vnde er allen henden
Daz er in fremder lande enden
Hin dan ſolde in vremde velt
Vf ſlahin ſin geczelt
Dy ſelbin geſchicht
Vor vurt er ſelbin nicht
Iz geſchach vnde ſal geſchen
Als wir di warheit horen iehin
An ſines geſlechtis nach ko̅men
Wart vnde wirt noch vernomen
Nu horit wie iz ſig hub an in
In eine wuſte wilde hin
Czugens vnde lizin ſich da nider
Vnde wuchſin da mit kreften ſider
Gewunnen ſi ſulche craft
Daz ſi di ſtarkin heidenſchaft
Di ingeſezſin waren
Immer muten in iren iaren
Vnde gelizin daz noch ine
Weder al di werlde waren ſi

Ende

Vnde wider al di menſcheit
Diz wart ouch kumphtig geſeit
Von vier konigen ſunder wan
Dy konige waren in madian
Vnde trugen der lande chrone
Si gelagen von gedone
Mit der gotis helfe tot
Da ſi vil landen gefugeten not
Vnde damit vientlichen ſiten
Mit den iſmaheliten ſtriten
Da ir ſlug ſi gedeon alda
Oreb zeb zeben vnde ſalmana
Alſus waren ſi genant
Dy ir ſlug gedeonis hant
Vnde er wart ir ſegenunftig
Di wurden geſeit kunftig
Mit tobinden ſynnen in dy lant
Vnde wurden e durch daz genant
Vorhin des wingarten kint
Als di von wine trunken ſint
Vnde rechte ſynne han begaben
Den wart geglichit ir lebin

Di des kvnnes in den tagen
In ſtrite nicht wurden ir ſlagen

Di wuchſen ſere vnde ſere
Ir wart ye mere vnde mere
Wuſten ouch von tage zu tage
Mit maniger lande clage
Von in hat geſchrivin alſus
Der heilige methodius
Ir vnmenſcheit were groz
Di ir valſchir lieb beſloz
Mit creften veſtecliche
Si betwungen vil riche
Vnde daz ſi hirnach kunſtig ſin
Zu vugen al der werlde pin
Vnde daz ſan al di erde
Von in beſweret werde
Vnde daz ir tobinder gewalt
Mit tobinden ſynnen mannicualt
Muze vnde ſol zu alware
Geweren ſibin wochin iaren
Vf der erden ubir alle lant
Ir komende wec wite genant
Ein wec der engiſtlichen vart
Wan iſmahelin geheizin wart
Von gote uf der erde ſchaden
Ein wilder eſil wol geladen

Das

Des ganc nyman entwichit
Dem wart lant daz gelichit
Wan iz in allen richin
Nimande wil nit wichin

Da di heilgen ſtete ſint
Da totent den verlornen kint
Di gelerten phafheit
Der name der erde lere treit
Si ni lazin des nicht blibin
Si ni legen bi den wibin
In der gewiten heilikeit
Menſchlichis herczen leit
Nemen an — — vorhab
An dem heilgen grab
Werdens er verbinden
Der geloube wird in finden
Wan ſi han gelouvin nicht
In zu libe daz nicht geſchicht
Iz wirt mit warheit ſunder wan
Zu pin vnde zu erbeit den getan
Si denne uf der erden lebin
Di got vnde rechte werc begeben
Von den dort beſchrebin iſt
In der leſte iare vriſt

Werden

Werden sich der lute kint
Lieb habinde di danne sint
Vnde wirt ir uilt daz wort
Iz hat von geschriben dort
Der wissage ezichel
Der beweret daz ismahel
Sol noch uf allen erden
Der werlde gisel werden.

Daz selbe wort tet vns kunt
Got durch ezechielis munt
Von dem di wort gesprochin sint
Got sprach zu des menschin kint
Auf den acker tyrenhin
Samene si vnde sprich zu in
Samenet vnde komet her
Vil hoes opphirs ich uch gewer
Ezsit der starken vleisch daz tut
Vnde trinket der hoisten blut
Von in sprichit abir alsus
Der heilge methodius
In der gotis warheit
Dem *barde tregil* wirt geleit
Vnde von *rehern* wirt vernomen
Daz si von den wusten komen

Vnde vbir strifen mit vnzucht
Aller tyre totlichen sucht
Von in wirt vorterbit vbir al
Der guten der demuten zal
Von in vil legit dar nider
Nu komen an dy materien wider (e)
Da wir habin abegenomen
Ich was an ander werc komen
Wan daz ich seite von der diet
Das vns got von in beschiet
Mit sinen worten in sinen tagen
Vnde mit sinen wissagen
Daz ich uch seite e von agar
Daz redete got mit in vor war
Vnde vor swant von ir zu hant
Doch wart er noch sehinde irkant
Davon si sint wisagende sprach
Sach in hinde der mich sach

Abymalech der kvnig wis (f)
Der der konig was in geroris
Vnde phicolder sin marschale was
Als ich von in di warheit las
Di sprachin zu abrahame do
Mit eyme munde also

Sint daz der hoiſte got mit dir
Iſt alle czit ſo ſaltu mir
Sweren daz du wultis ſin
Mir nicht ſchaden vnd den geſlechte min
Noch mer bis ouch des gemant
Daz ich dich ſaczte in myn lant
Da du als ein vremder man
Her queme vnd ich dich annam
Abraham ſprach daz ſwer ich
Er ſwur ſi verſicherten ſich
Daz ymmer vnder in beiden
Werin vil vngeſcheiden
Steter fruntſchaft zu hant
Vur er in paleſtinen lant
Abimalech der konig wis
Vnde ſin marſchalc in geroris
Ahraham bleib da ſa
In philiſtina vnde buwite da
Einen vorſt der edele man
Rief da gotis namen an
Vnde hoete wo er mochte
Waz zu gotis ern tochte

Da nu romiſch riche lit (g)
Vnde romiſch gewalt an dirre zit

E daz mit siner wirdekeit
Gestift wurde vnde geleit
Rome daz man da nande
Vnde in demselbin lande
Den gewalt der konige da
Der konige von ytalia
Der erste der di cronen inphie
Vnd koniges namen an vie
Der was geheizin Janus
In crite (3) was doccelius
Czu konige ubir lant ir korn
Von dem saturnus was geborn
Den di heiden sunder spot
Sint ane betten alse got

Nu czouch vil czertliche (h)
Abraham der salden riche (4)
Ysacen sin einic kint
Alse einig kint mit zcarte sint
Lib gehalden in hoin mynnen
In veterlichin synnen
Hat erz lib vnde gotis gebot
Do versuchte in vnsir herre got

 Abra-

(3) Kreta. (4) Salde, Seligkeit.

Abraham ſprach er zu im
Yſaachen dinen ſon nym
Den du lib haſt alſe ſere
Vnde in *ſvme* nicht mere
Du in brengis in zu opphir mir
Vf einen berg den ich wiſe dir
Vnd opphere in mir zu opphir da
Abraham bereitte ſich da
Des nachtis kein der opphir ſtat
Als got verſuchinde in bat
Sinen eſil er bereitte
Dar uf er holcz leite.

* * *

Nu ſprach yſaac zu im alſo
Herre vnde vatir min
Waz wiltu ſon wo mag ſin
Daz opphir daz brengis gote
Wilt noch ſime gebote

* * *

Des ſaltu weſin hy gement
Daz tu im tuſt ler des icht
Got weiz wol vnd czwiuelt nicht
Daz dines herczen vromen ſin
In warheit vbirwind in

* * *

Alz ich dir gehiez hir vor
Sus sal uf allen erden
An dime samen werden
Geseint allir geslechte diet
Wan din sin der daz riet

* * *

Hatte vor einen wissagen
By dem ein groz czeichen geschach
Daz vnder im ein esil sprach
Menschliche wort gar
Nachor ein ander wib gebar.

* * *

Aus diesem Bruchstücke siehet man also, daß der Verfasser nicht bloß übersetzte, sondern auch historische Einschaltungen machte.

(*a*) Es fängt mit dem 16ten Kapitel oder der Geschichte der Geburt Ismaels an. Das übrige fehlt. Das große Fragment fängt mit dem 21sten oder der Austreibung Ismaels an.

(*b*) (*c*) An den 21sten Vers dieses Kapitels schließt er Ismaels Genealogie aus dem 25sten. Von dem Erstgebohrnen leitet er das Geschlecht der Ismaeliten her.

(*d*) Nun kommt eine weitläuftige Einschaltung von der ältern und neuen Geschichte derselben, z. E. Richter am 7ten und vom heiligen Grabe.

(*e*) Endlich kehret er wieder zurück, wie er sagt zu seiner Materie, von der er an ander Werk gekommen war, und schließt die Erzählung mit dem 14ten V. des 16ten Kapitels.

(*f*) Nun fähret er im 21sten Kapitel in der Geschichte von Abrahams Bunde mit Abimelech fort; und

(*g*) erzählt darauf, wer um diese Zeit in Italien und Kreta regiert habe.

(*h*) Den Beschluß macht Isaaks Opferung.

II.

Der zweyte Codex ist etwas jünger, in längern und breitern Folio; größern und nicht so schön geschriebenen Buchstaben. Er hatte auch doppelte Columnen; wenige Anfangsbuchstaben sind roth; der Buchstabe i hat einen langen Strich. Er hat nur, wie der erstere, wenig Abkürzungen und keine Unterscheidungszeichen, außer selten einen Punct. Dieses Fragment ist aus der Bibelübersetzung, welche der König Conrad der vierte veranstaltete, und wovon Herr D. Schütze 1779 ein großes Fragment aus der Hamburger Stadt-Bibliothek

unter

unter dem Titel: die historischen Bücher des A. T. — so wie sie — in einer gereimten Übersetzung entworfen worden sind, 4to — heraus gab. So klein dieses Fragment ist, so zeigt es doch von wichtigen Abweichungen, und scheint seiner Sprache nach älter zu seyn, als der Hamburger Codex. Es sind zwey Stücke aus dem ersten Buche Samuelis; das erstere enthält die Geschichte der Hanna, und das zweyte Sauls Königsweihe. Darüber steht Liber I Regum. Ich werde zugleich die Abweichungen von der Hamburger Handschrift anzeigen.

* * *

So daz ſie kinde nicht gewan
Elchana der ſelbe man
Vur in denſelben iaren do
Iergelich (1) in ſylo.
Vnd brachte nach der e gebote
Mit im dar ſin opphir gote
Als iz da was beſcheiden
Sinen wiben beiden
Teilt er noch gewonheit
Sin gut als da (2) was vf geleit

 Vnd

(1) Jerlich. (2) yme anſtatt da.

Vnd vurte ſie (3) ouch zum oppher hin
Di vrouwin hatten vnder in (*a*)
Vil ofte (4) krielichin nit
Fenenna (*b*) die tet zallir zit (5)
Annen leit durch die geſchicht
Daz ſie kinde hatte nicht
Nu quam in den tagen ſa
Zil und zit da (6) elchana
Gewonlich abir wolde
Gein ſylo als er ſolde
Das nicht mit rechte were vermiten
Do teilt er nach ſinen ſiten
Sinen wiben do (7) ſin gut
Nu was Annen der mut
Leidic daz fenenna nam
Den bezzirn teil des ſie gezam
Wan ſie vil kinde muter was
Anna die muwe zu herzin las (8)
Das ſi vmberhaft (9) ſolde ſin
Daz tet ſi gar mit jammer ſchin

Wan

(3) iz anſtatt ſie.
(4) dicke.
(5) die fehlt.
(6) das.
(7) do fehlt.
(8) Nam anſtatt las iſt ein Schreibfehler.
(9) unfruchtbar.

Wan sie vil sere weinte
Do sie die clage irscheinde
Den jamer mit ir clage began
Elchana ir liber (10) man
Wan er von herzin minnete irn lib (c)
Er sprach vnd vragete sin wib
Anna vil libe sage mir
Wes weines du was wirret dir
Vnd (11) war vmme izzist du nicht
Werrit dir dikein (12) geschicht
Di la von dem herzin din
Ja mac ich dir noch (13) bezzir sin
Dan ob du hettes zen kint
Nu la din weinen vnd erwint
Vnd la (14) din weinen sin wan ich
Wil noch leide trosten dich
Diz was do sin azen
Vnd zu tische sazzen
Anna des nicht enlie
Als sie von (15) tische gie

(10) der reine statt ir liber.
(11) fehlt.
(12) da keine.
(13) noch fehlt.
(14) la fehlt.
(15) von dem.

Si quam zume tempel vnd tet
Zu gote vlelich ir gebet
Das ir noch irs willen gir
Einen son geruchte gebin ir
Dar uf daz sie den wolde sa
Gote opphirn vnd in lazen da.

* * *

Das er zu kunige was ir korn
Von (16) solchir ar was er geborn
Das er selbe di geschicht
Gloube selbir machte nicht
Das er so hohe mochte (17) komen
Das er wurde genomen
In also (18) hoes namen kraft
Mit kuniclicher herschaft
Do er von solcher (19) art
Irkorn an kuniges herschaft wart
Di glose der Dutunge (*d*)
Seit die (20) bezeichenunge
Wo von des oluas (21) glesin was
Liecht vnd glanz hette als das glas

Vnd

(16) zu.
(17) solde.
(18) Inne so.
(19) lichter.
(20) die fehlt.
(21) Ölfaß.

Vnd so iz allir schonist ist
So brichit (22) iz in korzir vrist
Das tut bezeichinliche
Saulis kunigriche
Das mast alsam (23) das herte glas
Do es in siner helte (24) was
Vnd zurgie bi sinen tagen
Von samuele dem wissagen
Schit der (25) ewarte saul zu hant
Vil dicke wart er des gemant
Das er nicht verzagete
Daran des er im sagete
Wan got hat im zu kunige irkorn
Swi nider er duchte sich geborn
Vbir di israhelischen diet (26)
Als er von samuele geschiet (e)
Er vant swaz er im seite vor
In effriea vnd in tabor
Do phylistim die heydenschaft
Was vnd irre sammenunge craft
Do si mit vientlicher hant
Wolden komen in die lant

DI

(22) drockent.
(23) das brach recht.
(24) beste.
(25) der fehlt.
(26) S. 141. bey Herr Schützen.

Di got der ifrahelifchin diet
Zu rechtem teile uz fchiet.

Saul do der gefchiet von dan
Vf dem wege in quam an
Wifer wiffagen ein michil (27) fchar
Die kunftige dinc wiffageten gar
Als ez in dar nach gefchach
Do faul di wiffagen ir fach
Er kerte balde dar zu in
Vnd intphie wiffagenden fin
So das wiffagende fin munt
Mit (28) im da tet wiffagende kunt
Wi in der iungeften iare vrift (*f*)
Richen fol der antikrift (*g*)
Wie mit im fol richin (29) og
Daz geflechte vnd (30) magoc
Bis (31) in ifrahelin lant
Ouch tet fin munt wiffagende irkant
Von der (32) guten lone
Zu himelriche fchone —

Anmer=

(27) michel, groß; fehlt im Hamb. Codex.
(28) mit fehlt.
(29) regieren.
(30) von.
(31) mit.
(32) dem.

Anmerkungen.

(*a*) Hier lieset die Hamburger Ausgabe

Die Gellen hin vnder in

eine Stelle, die ich gar nicht verstehe.

(*b*) Fenenna ist mit doppelten ff gedruckt. Dieses ff bedeutet in den Handschriften des funfzehenten Jahrhundertes stets ein großes f. Es scheint auch die Abschrift nicht ganz genau zu seyn, so stehet z. E. gem statt gein; vnverhaftig statt vnberhaftig, welcher Irrthum bey Ähnlichkeit der Buchstaben sehr leicht war.

(*c*) Hier steht ein Vers der einen ganz andern und nicht passenden Sinn hat.

Wan ihr hertze minnete ſinen lyp.

(*d*) Hier fängt der Verfasser an zu paraphrasiren.

(*e*) Hier fehlt eine ganze Stelle von acht Zeilen in der Hamburger Ausgabe, die aber nothwendig da seyn muß, wenn man der Erzählung einen Verstand abgewinnen will. Dieses Versehen konnte schon von dem Verfasser der Hamburger Copie sehr leicht begangen werden, wegen der zwey ähnlichen Verse.

Vbir die iſrehelischen diet

und

Die got der iſrahelischen diet.

(*f*) Hier

(*f*) Hier schiebt der Verfasser wieder eine eigene Nachricht, von dem was Saul weissagete, ein.

(*g*) Dieser Vers ist im Hamburger Coder ganz verderbt.

Reisete der Endicrist

Mein Fragment hat richtiger,

Richin sol der antikrist.

Das alte Wort richin, herrschen, ist bald darauf in das neuere regieren verwandelt worden.

III.

Der dritte Coder ist der jüngste und aus dem funfzehenten Jahrhunderte. Er war in doppelten Colümnen, mit großen Buchstaben, wenigen Abbreviaturen und bisweilen mit rothen Anfangsbuchstaben geschrieben. Er war mit zeitmäßigen elenden Gemählden gezieret. Das Fragment ist Isaaks Opferung. Das Gemählde dazu ist ein Altar mit wenigem Holze, Isaak liegt darauf in Form und Größe eines Windelkindes, um seinen Kopf eine Art von Nimbus, bey welchem ihn Abraham mit der linken Hand hält: in der rechten hat dieser ein Schwert, welches ein aus der Luft herab stürzender Engel mit der rechten Hand bey der Spitze hält; Abraham dadurch alterirt, hat sein Gesicht gegen ihn gewendet. An beyden Seiten ist ein Baum, an

dem

dem hinter Abraham steht ein Widder angelehnt. Die sich darüber befindende lateinische Überschrift hat die Zeit unleserlich gemacht. Dieses kleine Bruchstück lautet, so weit es zu enträthseln war, also:

Do der engel daz gesprach
Abraham chos vnd sach
Hindir sich in eynen busche do
Eynen weder haften den her so
Vur den son zu opphir brachte
Diz opphir im got bedachte
Vnd es hat da got gesehen
Was alsus war geschehen
Der engil rif im ander stunt
Vnd tet im gotis botschaft kunt
Her sprach gewerlichen da
Got hat gesprochen also
Bi mir selbin ich gesworen han
Sint du diz hast gethan
Vnd dinen eynigen son durch mich
Woldist gebin do wil ich
Minen seyn dir tvn lehin
Vnd wil noch dir den samen din
Mit wachsenden sachin
Als das hymel gestirne machin

Alle diese drey verschiedenen Membranen sind nur Abschriften eines einigen ältern Originals. Bey allen findet man einerley Versbau. Der erste und zweyte Coder wird durch sein paraphrasiren kenntlich. Der dritte aber zeigt sich noch durch ein halbes Fragment, daß er eben desselben Ursprunges sey. Eine kleine Stelle des ersten Fragmentes lautete nämlich also:

Als ich dir gehiez hir vor
Sus sal uf allen
An dime samen werden
Geseint allir geslechte diet.

Beym dritten sind diese Verse halb übrig:

Als ich dir g — —
Sus sol vf — —
An dinem s — —
Geseint alle — —
Won din syn — — etc.

Aus diesen dreyfachen Fragmenten einerley Urschrift ergibt sich also, daß diese Übersetzung sehr beliebt und bekannt geworden seyn muß. Diese Abschriften mochten sich auch lange erhalten haben, bis sie im siebenzehenten Jahrhunderte zu Bücherbänden verdammt wurden.

Es

Es wäre freylich zu wünschen, daß wir diese Übersetzung noch vollständig hätten, mehr um der Sprache als der Religion willen, die, wenigstens den Proben nach zu urtheilen, nur wenig dabey gewinnen würde. Unterdessen müssen uns diese Bruchstücke für den Verlust des ganzen schätzbaren Denkmahls entschädigen.

10.

Beyträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und National-Litteratur. London, (Zürch,) bey der typographischen Gesellschaft, 1777. 1 Alph. 19 Bogen in klein 8.

Die Sprache ist nicht allein die Folge des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch das stärkste Band derselben. Das Bedürfniß, seine Empfindungen und Vorstellungen ~~andern mitzutheilen~~, erfindet sie und bildet sie nothdürftig aus, der Wachsthum in Fertigkeiten und Kenntnissen, welche das gesellschaftliche Leben erleichtern und verschönern, bereichert sie, und endlich legt der Geschmack die letzte Hand an dieselbe, verfeinert sie, und bildet sie völlig aus. Das ist der gewöhnliche Stufengang nicht allein einer jeden Sprache, sondern auch eines jeden Volkes; denn beyde müssen hier nicht getrennet werden. Erst ist es schwach an Anzahl und der gesellschaftlichen Verbindung, arm an Bedürfnissen und Kenntnissen, und folglich auch roh von Sitten und Sprache. So wie es durch zunehmende Volksmenge näher zusammen rückt, spornet der

Trieb der Selbsterhaltung die Erfindsamkeit und Thätigkeit an, die Nahrungswege zu vervielfältigen, die Sitten schleifen sich durch die Nähe immer mehr an einander ab, zugleich wird die Sprache nicht allein reicher, so wie die Fertigkeiten und Kenntnisse zunehmen, sondern auch verständlicher, geschmeidiger und biegsamer, je mehr die Sitten erweichet werden, und je stärker sich bey dem enger geschlungenen Bande des gesellschaftlichen Lebens das Bedürfniß zu sprechen vermehret. Ist endlich ein Volk durch Dazwischenkunft der dazu nothwendigen günstigen Umstände so glücklich, den einigen wahren und richtigen Geschmack nicht allein unter sich gemein zu machen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade der Feinheit zu bringen, so wirkt derselbe sowohl auf die Sitten und das ganze gesellschaftliche Leben, als auch auf die Sprache wiederum zurück, die nunmehr wohlklingend, angenehm und biegsam wird.

Es erhellet hieraus, daß die Geschichte der Sprache eines Volkes sehr wichtig werden kann, weil sie das sicherste und bey nahe einige Mittel ist, den Fortschritt eines Volkes in den Sitten, Fertigkeiten und Kenntnissen von einem Jahrhunderte zu dem andern zu zeigen. Die körperlichen Werke der Kunst sind dem Untergange unterworfen und verlieren sich nach einem be-

trächtlichen Zeitraume bis auf wenig Überreste. Dauerhafter sind die Nachrichten, welche uns davon in Schriften übrig bleiben, und wo auch diese fehlen, da ist doch die Sprache selbst ein zuverlässiges Denkmahl sowohl des Grades der Sitten, als auch des Umfanges der Fertigkeiten und Kenntnisse, weil sie selbst ganz dem jedesmahligen Grade der Cultur folget und von demselben abhängt.

Soll nun die Geschichte einer Sprache diesen Nutzen gewähren, und das ist denn doch der einige wahre Nutzen, welchen sie haben kann, so muß sie keinen Augenblick von dem Grade der Cultur eines Volkes getrennet werden, oder vielmehr, sie muß ganz die Geschichte der Cultur eines Volkes seyn. Allein, dieß hat man zu allen Zeiten so wenig empfunden, daß mir auch keine einige Sprachgeschichte bekannt ist, welche aus diesem Gesichtspuncte wäre bearbeitet worden. Gemeiniglich begnüget man sich, Probestücke aus der Sprache eines Volkes aus verschiedenen Jahrhunderten in chronologischer Ordnung nach einander aufzuführen, und wenn es hoch kommt, einige Bemerkungen über den grammatischen Bau der Sprache in jedem Zeitraume zu machen. Allein das ist nicht Geschichte, sondern eine bloße Muster-Karte der Sprache, wo Wirkungen ohne alle Ursachen neben einander gestellet werden, und

welche zu weiter nichts dienet, als die müßige Neugier auf einige Stunden zu unterhalten.

Der Verfasser gegenwärtiger Geschichte der Deutschen Sprache, welches Herr Prof. Leonhard Meister zu Zürch ist, hat etwas davon empfunden, und daher die Geschichte der National-Litteratur mit der Geschichte der Sprache verbunden, auch den Zustand der Sitten in jedem Zeitpuncte nicht ganz aus den Augen gesetzt; allein er scheinet es doch nicht ganz empfunden zu haben, weil man in dem ganzen Buche nirgend etwas von den höhern Ursachen findet, welche in jedem Zeitpuncte so und nicht anders auf Sitten, Sprache und Litteratur wirkten, und wirken mußten. Indessen da dieses Buch das einige, und folglich auch das beste ist, was wir über die Geschichte der Deutschen Sprache und schönen Litteratur haben, so wird eine umständliche Anzeige desselben nicht undienlich seyn, zumahl da sich dabey manche nützliche Winke für einen künftigen wirklich pragmatischen Geschichtschreiber der Deutschen Sprache werden anbringen lassen.

Die Vorrede schildert auf 24 Seiten die ganze folgende Geschichte in einem kurzen Auszuge. Da alles, was in derselben vorkommt, im folgenden weiter ausgeführet wird, so halte ich mich hier nicht dabey auf,

sondern bemerke nur, daß sie so, wie ein großer Theil des Buches, in einer dichterischen, blühenden Schreibart abgefaßt ist, welche für den kaltblütigen Unterricht sehr unschicklich ist, weil sie zwar der Einbildungskraft schmeichelt, und den Verstand täuscht, aber ihn nicht belehret.

Die Zeiträume, in welche die Deutsche Geschichte in Rücksicht auf die Cultur und Sprache zerfällt, sind uns in der Geschichte des Volkes sehr genau vorgezeichnet, und können nicht leicht verfehlt werden. Bis auf die Völkerwanderung wird Deutschland von einigen wenigen Horden wilder Völker bewohnet, welche, wie alle Völker dieser Art, ein unstätes herum schweifendes Leben führen, deren vorzüglichstes Nahrungsmittel die Jagd und der Krieg sind, wo folglich das gesellschaftliche Band noch sehr weit, und von Cultur wenig oder nichts zu erwarten ist. Durch die Völkerwanderung wird dieses ungebauete mit Wäldern und Morästen angefüllte Land mit neuen Scharen bevölkert, und nun veranlassen Volksmenge und der Trieb der Selbsterhaltung die ersten bürgerlichen Gesellschaften, und da die bisherige positive Religion für diese nicht mehr hinlänglich ist, so trit die christliche an ihre Stelle; der Feldbau wird anstatt der Jagd das vornehmste Erwerbungsmittel, und nunmehr zeigen sich auch die ersten Keime der Cultur. Carl der Große gibt der noch

schwankenden bürgerlichen Verfassung die erste Festigkeit, und unter ihm und seinen Nachfolgern gewinnen Bevölkerung, Erfindsamkeit, Cultur und Sprache immer mehr Feld. Unter den Kaisern aus dem jüngern Fränkischen und aus dem Schwäbischen Hause, brachten die immer wachsende Volksmenge Fleiß und Thätigkeit immer mehr in Bewegung, und die Bekanntschaft mit dem Griechischen Reiche und mit Asien gaben ihnen die gehörige Richtung, und nun entstehen Manufacturen, Handlung und Luxus, und die höhere Cultur fängt an zu keimen.

Dieß sind so viele Zeitpuncte der ältern Geschichte der Deutschen Sprache, Litteratur und ganzen Cultur, welche ein Geschichtschreiber derselben nicht aus den Augen verlieren darf, wenn er pragmatisch schreiben will. Bey unserm Verfasser finden wir sie nur sehr schwach, oder auch gar nicht bezeichnet. Der ganze älteste Zeitpunct nimmt hier nur 24 Seiten ein, und was der Verfasser davon sagt, bestehet bloß aus einigen einzelen Bemerkungen, welche noch für keine Geschichte, und am wenigsten für eine pragmatische Geschichte gelten können.

Was Trithemius, Cranz und Aventin nach S. 2 für alte Barden-Lieder hielten, waren zuverlässig nichts anders als Romanzen und Ritter-Romane aus dem

Schwäbischen Zeitalter. Daß sich die erstern nach und nach verlieren mußten, so wie sich die Religion und ganze Verfassung des Volkes änderte, wird daraus noch begreifflicher, weil sie nur mündlich aufbehalten wurden, und den Deutschen, so wie allen wilden Völkerschaften, die Schreibekunst unbekannt war. Nun kommen ein Paar Ausschweifungen von den Dichtern der alten Schweden, Schotten und Dänen und der heutigen Lappen, von dem Alterthum der Deutschen Sprache, und so wie eines das andere gibt, ohne Plan und Ordnung. Daß die Deutschen vor Carln dem großen Runen gehabt, können Hochenberg, (Hachenberg,) und Egenolf nicht beweisen; dazu sind sie viel zu jung. Auch bey den nördlichen Völkern sind die Runen bey weitem nicht so alt, als man wohl ehedem geglaubt hat. Daß die Persische Sprache nach S. 9 viele Ähnlichkeiten mit der Deutschen hat, kann den nicht befremden, welcher weiß, daß Persien mehr als einmal von Volksstämmen aus dem nördlichen Asien unterjocht worden. Indessen ist die Ähnlichkeit einzeler Wörter noch nicht hinlänglich, die nahe Verwandtschaft zweyer Sprachen zu beweisen, wenn diese nicht zugleich auch aus dem ganzen Baue der Sprache bewiesen werden kann, welcher bey solchen Untersuchungen gemeiniglich vernachlässigt wird.

S. 10 werden alle bekannte Völkerschaften und Mundarten der Deutschen nach Schlözern unter drey Classen gebracht, die Sachsen, Franken und Gothen. Diese Eintheilung ist weder richtig noch genau, indem die Fränkische Mundart bloß ein Mischling aus der Nieder- und Oberdeutschen Mundart war, daher die Classe Statt derselben nach der Ober- oder Südlich-Deutschen Mundart benannt werden muß. Die Sächsische Mundart wird hier in einem so weiten Umfange genommen, daß auch die Schwedische, Norwegische und Isländische mit darunter gerechnet werden; allein alsdann hätte auch aus der Gothischen keine eigene Classe gemacht, sondern selbige zur Südlich-Deutschen gerechnet werden müssen, weil sie von dieser nicht mehr verschieden ist, als es die Schwedische und Isländische von der Nordlich-Deutschen Mundart sind. Überdieß bleiben nach dieser Classification eine Menge Deutscher Völker ausgeschlossen, deren Verwandtschaft unläugbar ist, ob wir gleich von ihrer Mundart keine hinlängliche Nachricht haben. Wenn sich jemand die Mühe gebe, die noch übrigen eigenen Nahmen der Burgunder, Longobarden, (von diesen haben wir noch etwas mehr als eigene Nahmen,) Heruler u. s. f. zu sammeln, und zu untersuchen, so würde sich daraus noch manches von ihrer Mundart, wenigstens wahrscheinlich, schließen lassen.

Von den Gothen und ihrer Sprache wird S. 13 bis 19 weitläufig, aber sehr flüchtig gehandelt. Die Gothischen Buchstaben sind von dem Ulphilas nicht erfunden, sondern aus den Griechischen entlehnet worden. Daß die ehemaligen Überbleibsel der Gothen in der Krimm längst nicht mehr vorhanden sind, habe ich in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gezeiget. Daß die heutigen Steyermärker und Thüringer von den ehemahligen Möso-Gothen abstammen sollen, ist eine alte Legende der Chroniken, die der Nahme der Stadt Gotha gewiß nicht beweiset, der ganz andern Ursprunges ist. Wenn von der Gothischen Sprache gesagt wird, daß sie sehr emphatische Wörter gehabt habe, und zum Beyspiele des Ulphilas Fairwus (nach Marschalls Ausgabe Fairqus,) für Welt, von fair, schön, Allbrunsti für Opfer, Uslitha, ein Gichtbrüchiger, angeführet werden, so hat der Herr Verfasser nicht bedacht, daß dieses armselige buchstäbliche Übersetzungen von κοσμος, ὁλοκαυτωματα und παραλυτικος sind, welche Ulphilas vermieden haben würde, wenn er Begriffe von der Sache selbst gehabt hätte; zum Beweise, daß es sehr leicht ist, überall Nachdrücke zu finden, wenn man sie einmahl finden will.

Auch der häufige und seltsame Gebrauch der Participien ist bey dem Ulphilas und den ältesten Deutschen über-

übersetzern keine Eigenheit der damahligen Sprache, sondern knechtische Nachahmung der Griechischen und Lateinischen Participien. Mit was für Gründen man die Gothische Sprache zur Mutter nicht allein der Deutschen, sondern auch der meisten nördlichen machen will, ist kaum abzusehen. Eine verwandte Sprache war sie allerdings; allein das ist denn doch noch nicht die Stammsprache.

Nach einigen Ausschweifungen kommt der Verfasser S. 25 auf Carln den Großen, springt aber gleich wieder ab, und spricht, obgleich sehr flüchtig, von den Deutschen überbleibseln dieser Zeit. Von Carls Verdiensten um die Sprache, wird wie gewöhnlich, enthusiastisch aber doch nur sehr kurz gesprochen; denn der Verfasser eilt zu den Schriftstellern unter seinen Nachfolgern, welche aber auch nur sehr geschwinde abgefertigt werden. Wie Roswitha (S. 45) hierher kommt, sehe ich nicht ein, weil sie nichts in Deutscher Sprache gedichtet oder geschrieben hat.

S. 50 kommt der Verfasser auf die Kreutzzüge, deren Folgen auf den Wohlstand, den Geist und Geschmack der Nation sehr richtig beschrieben werden. Eine derselben ist der Hang zu dichten unter den Schwäbischen Kaisern, wozu doch auch noch manche an-

dere innere und äußere Ursachen mitwirkten. Von der Manessischen Sammlung, S. 55 f. sehr umständlich. Von 60 bis 120 an einige Proben aus derselben, und einige Nachrichten von den vornehmsten Schwäbischen Dichtern. S. 72 ein weitläufiger Auszug aus einem Gedichte Conrads von Würzburg nach dem Deutschen Musäo. Das Gedicht ist 1573 gedruckt, und daher ist auch die alte Sprache des Dichters nach diesem Jahrhunderte umgemodelt. Daß der Verfasser der Fabeln aus diesem Zeitpuncte nicht der Markgraf von Riedenburg, (hier durch einen Druckfehler Riebeburg,) sondern Boner ist, ist nunmehr bekannt. S. 111 einige Anmerkungen über die Sprache dieses Zeitalters.

S. 121 wird die Veränderung bemerkt, welche im vierzehenten Jahrhunderte in den Sitten und der Sprache der Deutschen vorging, ohne die Ursachen derselben anzugeben. Sehr irrig wird dieser Zeitpunct für eine neue Barbarey gehalten. In dem vorigen Zeitpuncte war die ganze Cultur auf die obersten Classen eingeschränkt, und hier artete sie, wie gewöhnlich, in Luxus, Zügellosigkeit und Verfall aus. Allein dagegen verbreitete sie sich nunmehr auf die mittlern Classen, ihren gewissesten und glücklichsten Sitz, und bereitete dadurch die glänzenden Veränderungen des sechzehenten Jahr-

hundertes

hunderte vor. Bisher war nur der Ritterstand gesittet, wohlhabend und einiger Maßen aufgeklärt; nunmehr ward es der bürgerliche. Der Geschmack starb bey dem hohen Adel aus, erwachte aber dafür in den mittlern Classen, wo sein Feld nicht allein größer von Umfang, sondern auch dauerhafter war. Dieß war wieder eine Folge der zunehmenden Volksmenge und der dadurch nothwendig gemachten Verbreitung des Handels, und Vervielfältigung der Gewerbe. Da die Lehensverfassung damit nicht bestehen konnte, so neigt sie sich nunmehr auch immer mehr zu ihrem Verfalle.

Daß (S. 124) die Litteratur erst nach der Schwäbischen Periode zu einem Handwerke geworden, läßt sich, wenn ich den Verfasser anders recht verstehe, wohl nicht behaupten. In den mittlern Zeiten war alles zünftig, und in solchem Verstande ein Handwerk, die Ritterschaft selbst nicht ausgenommen. In den Schwäbischen Dichtern finden sich Spuren genug, daß auch sie eben dieselbe zunftmäßige Einrichtung gehabt, welche nachmahls die Meistersänger so verächtlich gemacht hat. Überhaupt werden unter die Ursachen des nach dem dreyzehenten Jahrhunderte gesunkenen Geschmackes manche angegeben, welche eigentlich nicht dahin gehören, wobey ich mich aber nicht aufhalte. Genau zu

reden, kann man nicht einmahl sagen, daß der Geschmack zwischen der Schwäbischen Periode und der Reformamation wirklich gesunken sey. Er wandte sich von dem Ritterstande zu den mittlern Classen, und da er sich hier auf eine größere Menge vertheilte, so nahm er freylich an Intensität ab, bis sich in der Folge Umstände ereigneten, welche dessen Intensität auch hier vermehrten. Eben daher rühret auch der Verfall der Dichtkunst. Sie war bisher ein Lieblingsgeschäft weniger Personen unter dem höhern Adel gewesen, und da hier der Geschmack zu allen Zeiten immer am feinsten ist, (verstehet sich nach dem Verhältnisse des Ganzen,) so konnte sie hier noch auf eine erträgliche Art glänzen. Aber da sie sich nunmehr über den bürgerlichen Stand verbreitete, in welchem der Geschmack jetzt erst zu keimen anfing, so mußte sie nothwendig in Meistergesang ausarten.

Nachdem der Verfasser S. 125 = 135 etwas von den Meistersängern nach dem Wagenseil gesagt hat, liefert er S. 135 = 170 weitläufige Proben der Deutschen Prosa unmittelbar vor der Reformation aus Albrechts von Eib, Buch von dem Ehestande, 1472, aus dem guldin Spiel von eben demselben Jahre, und aus einer alten Übersetzung des Bocaz. Dann folgt von S. 171 = 177 eine Beylage zur Karacteristik (Charakteristik)

teristik) der Meistersänger, welche doch bloß in einer langen Stelle aus dem Hans Sachs bestehet, diesem sonderbaren Manne, der in den neuesten Zeiten ein wenig zu sehr über seinen wahren Werth erhoben worden; denn sein lebhafter Witz und für seine Zeit fließende Sprache kann doch dem gänzlichen Mangel des reinen und guten Geschmackes nicht das Gegengewicht halten, ein Mangel, der jedes Product der schönen Litteratur auf immer verwerflich macht.

Im zweyten Abschnitte, S. 178 bis zu Ende des ersten Theiles kommt der Verfasser auf die Reformation. So vieles Recht man hatte, wenigstens hier bey dieser so wichtigen Periode eine allgemeine Schilderung des Geschmackes und der Ursachen seiner Entstehung und Verbreitung, zu erwarten, so wenig findet man doch davon; selbst nicht einmahl etwas von der bisherigen Schriftsprache, und den Ursachen ihrer Veränderung, welches doch wesentlich hierher gehöret hätte, außer das wenige, was etwa im folgenden davon vorkommen wird. Dagegen fängt sich dieser Abschnitt wieder so an, wie sich der vorige geschlossen hatte, nähmlich mit Proben aus Schriften dieser Zeit, den Verfall der Litteratur zu beweisen. Durch solche Bruchstücke gewinnet die Geschichte der Sprache nichts, wenn sie nicht durch die obigen Betrachtungen pragmatisch werden; am wenigsten

nützen sie, wenn sie so ohne allen Plan und Ordnung unter einander geworfen werden, wie hier, wo der Verfasser bald im sechzehenten, bald wieder im vierzehenten und funfzehenten Jahrhunderte ist, und ehe man es sich versiehet, von Luthern bis auf den Reineke Fuchs zurück springt. Sehr unbillig werden von S. 210 = 248 weitläufige Stellen aus dem Fischart angeführet, den herrschenden Ton der damahligem National = Satyre zu beweisen. Fischart war ein seltsamer verschrobener Kopf, der einige seiner Art, der also nicht zum Beweise des herrschenden Tones dienen kann; er war überdieß ein Affe des Rabelais, eines eben so verschrobenen Kopfes, welcher Witz und Laune auf die geschmackwidrigste Art mißbrauchte, kann also um deswillen nicht den National = Ton beweisen. S. 248 f. von Sebastian Brand, Johann Geyler von Kaisersberg, Samuel Frenzeln, Burkard Waldis, Gabriel Rollenhagen und andern Dichtern und Schriftstellern des sechzehenten Jahrhundertes.

S. 282 kommt der Verfasser, doch nur im Vorbeygehen, auf Luthern und sein Verdienst um die Sprache. „Da vorher, heißt es, wie ehemahls in Grie„chenland, die Schriftsteller jeder in seinem besondern „Dialect schrieben, so ward nun unvermerkt durch die „allgemein angenommene Bibel = übersetzung und durch

„das

„das herrschende Ansehen von Sachsen die Sächsische „Mundart Mode.“ Ich bemerke dabey: 1. Es ist nicht ganz richtig, daß vor der Reformation jeder Schriftsteller in seiner Provinzial-Mundart schrieb. Man hatte zu allen Zeiten in Deutschland eine Schriftsprache, deren sich alle Schriftsteller von Geschmack bedienten, nur daß sie, wie noch jetzt geschiehet, immer mehr oder weniger von ihrer eigenthümlichen Mundart einmischten. Man sehe die erste Abhandlung in dem ersten Stücke dieses Magazines. Allein diese Schriftsprache war unserm Verfasser ganz unbekannt, wenigstens erwähnt er ihrer nie. 2. Daß nicht Luthers Bibel-übersetzung allein die Obersächsische Mundart zur Schriftsprache erhob und erheben konnte, wird aus dem schon gedachten Aufsatze hinlänglich erhellen. Allein, wenn man die Verbindung des Ganzen aus den Augen verlieret, und sich mit bloßen fragmentarischen Kenntnissen begnügt, so ist man immer in Gefahr, neben einander fortgehende Wirkungen einer dritten höhern Ursache einander als Ursache und Wirkung unterzuordnen. 3. Sehr richtig gestehet der Verfasser, daß das, was seit der Reformation Deutschlands Schrift- und höhere Gesellschaftssprache ward, die Obersächsische Mundart war; nur hätte er noch hinzusetzen sollen, die Obersächsische Mundart der höhern Classen. Da die

Schrift- und höhere Gesellschaftssprache gleichfalls nur für die obern Classen ist, so muß man Classe gegen Classe rechnen. Überhaupt gestehet man in dem südlichen Deutschlande den Obersächsischen Ursprung der heutigen Schriftsprache weit allgemeiner ein, als in manchen nördlichern Provinzen.

S. 284 steht ein Deutsches Gedicht Zwinglis, welches als noch ungedruckt, schätzbar ist, nur hier wieder ohne alle Verbindung und an der unrechten Stelle stehet. Es soll beweisen, daß Zwingli in der Sprache eben so sehr von Luthern abgegangen sey, als in Religions-Meinungen. Das war ganz natürlich; allein das that nicht Zwingli allein, er schuf sich auch so wenig eine neue Sprache als Luther. Die ganze Erscheinung rühret daher, weil Zwingli als ein Oberdeutscher die alte Schriftsprache beybehielt, Luther aber, als ein Obersachse, seiner Mundart folgte.

Von S. 295 an soll die grammatische Beschaffenheit der Sprache in diesem Zeitalter betrachtet werden; allein diese ganze Betrachtung schränket sich ganz wieder auf eine Menge Stellen aus Dichtern und Schriftstellern des 16ten Jahrh. ein, und noch dazu ohne Rücksicht auf die Mundart, indem Obersächsische und Oberdeutsche Verfasser unter einander geworfen sind. Dergleichen

chen sind Michael Stiefel, Johann Agricola, Sebastian Frank und andere. S. 324 ist der Verfasser schon bey Opitz, Flemming, Logau, Rist, Hofmanswaldau und Lohenstein, der fruchtbringenden Gesellschaft, und Christian Günther, welche insgesammt sehr kurz abgefertigt werden, und damit ist die Geschichte der Deutschen Sprache bis auf die neuern Zeiten vollendet. Von S. 334 - 357 kommen in einer Beylage wieder Auszüge aus Hans Mich. Moscherosch von Wilstädt und Schuppius.

Der zweyte Theil ist der neuesten Geschichte der Sprache und Litteratur gewidmet. Die Einleitung enthält manche wahre, aber auch manche minder richtige Bemerkungen über den Zustand der Litteratur und Wissenschaften in Deutschland überhaupt. „Noch im„mer, heißt es S. 6, ist Teutschland in verschiedene „Staaten getheilt.“ Wünscht etwa der Verfasser das Gegentheil? Das wolle Gott nicht! Für Sprache und Litteratur würde dadurch wenigstens nichts gewonnen werden. Griechenland und Italien waren immer in verschiedene Staaten getheilet, und hatten doch eine schöne Sprache und Litteratur. Die folgenden Betrachtungen sind nicht treffender; allein ich übergehe sie um der Kürze willen.

S. 12. fängt der Verfasser die neueste Geschichte so gleich mit Bodmern und Breitingern an. Von der durch Thomasius und Wolf geschehenen Aufklärung der Köpfe und Verbreitung des gesunden Menschenverstandes, von der durch Gottsched gereinigten Sprache, und dem von ihm verdrängten Lohensteinischen Schwulste, von dem durch Kunstfleiß, Wissenschaften und Glanz des Hofes in Obersachsen, und zwar in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes in ganz Deutschland in Obersachsen allein, wieder hergestellten und allgemein verbreiteten guten Geschmack, und andern hier wesentlichen Umständen kein Wort.

Bodmer und Breitinger haben allerdings große Verdienste um die Sprache sowohl als Litteratur; allein es fehlten ihnen die zur Vollkommenheit so nothwendigen höhern Grade des feinen Geschmackes, daher geriethen sie und ihre Schüler auf Abwege, Schwulst und fremde Sylbenmaße. Gottscheds Schule fiel auf den entgegen gesetzten Abweg, hatte aber doch das Verdienst, daß aus ihr Männer hervor gingen, welche besser waren, als er selbst, und die Ehre des Geschmackes in der Sprache und Litteratur an seiner Statt behaupteten.

Von S. 13 bis 24 lange Stellen aus Liskov, nebst Wernicken, einem Vorläufer des guten Geschmackes.

Drollin-

Drollinger ist ganz vergessen, so wichtig auch der Mann in der Geschichte der Deutschen Litteratur bleibt, weil er mit Hallers Geist und Gellerts Wohlklang und Reinigkeit sang, ehe noch Gottsched und die Schweizer Sprache und Geschmack geläutert hatten. Von Hagedorn und Haller S. 26 sehr kurz. Jener hatte seinen Geschmack in der großen Welt ausgebildet, daher stehet er in der Feinheit des Gefühles diesem so weit vor. Von Gellert, S. 26, 27, sehr schief und flach. Abts Ausspruch, daß man den Geschmack einer Nation nicht unter ihren Gelehrten und Leuten (Personen) von vornehmer Erziehung, sondern in den untern Classen zu suchen habe, ist so unwahr als möglich, und doch trit der Verfasser demselben bey. Der Geschmack ist immer nur in den obern Classen einer Nation zu suchen; die untern kennen ihn selten.

Sehr richtig gestehet der Verfasser S. 28, daß das goldne Zeitalter der Deutschen Sprache und Litteratur sich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes, angefangen habe; aber um die Aufsuchung der Ursachen ist er sehr unbekümmert. Statt dessen folgen von S. 29 an wieder schiefe Bemerkungen und lange Ausschweifungen über den Charakter und Bau der Sprache, auf deren Prüfung ich mich aber der Kürze wegen hier nicht einlassen kann. Der Verfasser spricht immer

viel von dem Charakter der Sprache, und behauptet, die Deutsche hätte erst in den neuern Zeiten einen festen Charakter bekommen. Ich zweiffele sehr, daß er sich selbst deutlich bewußt gewesen, was er mit diesem Ausdrucke habe sagen wollen. Ganz ungegründet ist es, daß die Deutsche Sprache, wie S. 48 behauptet wird, aus mehrern zusammen gesetzt ist.

S. 49 kommt der Verfasser auf mein Wörterbuch, und das erste, was er daran tadelt, ist, daß es zu viel Partenlichkeit für das Sächsische verrathe. Dieser Vorwurf fällt weg, so bald man sich überzeugt, was Hochdeutsch ist, und erwäget, daß ich kein allgemeines Deutsches Wörterbuch, sondern nur ein Hochdeutsches schreiben wollte, und daher die Wörter, Bedeutungen und Verbindungen, nicht anders als in Beziehung auf das Hochdeutsche beurtheilen konnte. Die übrigen Vorwürfe, z. B. der unnöthigen Anführung der figürlichen Bedeutungen, der Häufung der Beyspiele, ließen sich sehr leicht widerlegen, wenn es die Mühe belohnte. Sehr auffallend ungegründet ist der Satz, daß die zusammen gesetzten Substantiva, und Verba mit Vorsylben, (der Verf. nennt sie Ansteckwörter, ein herrliches Kunstwort!) in einem Wörterbuche unnöthig sind, weil die Bedeutung jedes Theiles eines solchen Wortes schon an und für sich bestimmt sey; wovon sich das Gegentheil

theil leicht durch tausend und mehr Beyspiele darthun läßt.

Sehr schwankend ist, was von S. 53 an von dem Einflusse der Schriftsteller auf die Sprache gesagt wird, wo immer gleichzeitige Wirkungen mit Ursachen verwechselt werden. S. 56 f. Vergleichung zwischen Bodmer und Klopstock zum Nachtheil des letztern, und von einigen neuern Dichtern. S. 77 Untersuchung der Frage, ob die Deutschen auch Laune haben. S. 84 von der Deutschen Prosa, sehr flach und obenhin. S. 87 von Übersetzungen, S. 88 von Journalisten und Kunstrichtern, S. 95 von dem Deutschen Theater, wo mit unter viel wahres und treffendes gesagt wird. S. 114 von dem Hange zum Unnatürlichen, vollkommen richtig, so wie S. 120 von der Barden-Schwärmerey. S. 128 wird, obgleich sehr kurz, von den häufigen Erziehungs- und Schul-Reformationen gehandelt, wo sich sehr viel Gutes hätte sagen lassen, weil sie stärker auf die Sprache und Litteratur wirken, als man gemeiniglich glaubt. S. 131 bis zu Ende des Buches folgt endlich ein historischer Grundriß der Deutschen Kanzelberedsamkeit, welcher doch mehr aus einer Sammlung von Beyspielen, als aus einer pragmatischen Geschichte bestehet.

II.

Charktere teutscher Dichter und Prosaisten. Von Kaiser Carln dem Großen bis aufs (auf das) Jahr 1780. Berlin, 1781, 1½ Alph. in klein 8.

Ich verbinde diese Schrift mit der vorigen, weil sie beyde in der Anlage etwas ähnliches haben, nur daß das gegenwärtige sich ganz allein auf Charaktere der Schriftsteller einschränkt, und in diesem Stücke manche Lücken des vorigen ausfüllen kann.

In der Vorrede eifert der Verfasser, Herr Professor Kütner zu Mietau, wider die „schreibsüchtige Prahlerey, Schriften mit Noten und Citationen anzufüllen.“ So wahr es ist, daß diese Anführung gemißbraucht werden kann, so wahr ist es doch auch, daß der entgegen stehende Abweg, besonders in historischen Schriften, der Wahrheit, und der Überzeugung des Lesers davon schadet, und daß die neuere Französische Gewohnheit, bloß für die angenehme Unterhaltung des Lesers zu sorgen, die Würde der Geschichte gar sehr erniedriget, und sie mit dem Romane in eine Classe setzt. Indessen vermisset man diesen Mangel an Anführungen und

Anmerkungen hier am wenigsten, weil der Verfasser bloß Charaktere und weiter nichts schreiben wollte.

S. 10. verwundert sich der Verfasser über die Unthätigkeit der Leipziger Gelehrten, welche die vielen in ihrer Stadt befindlichen Schätze der alten Deutschen Litteratur so wenig nutzen. — Nun, die Schätze, welche Leipzig in diesem Fache besitzet, sind so groß und wichtig eben nicht, und bestehen außer einer Abschrift des Sachsenspiegels, welche aber von Gärtnern schon hinlänglich beschrieben und genuzt worden, und einer neuern Abschrift des Renners bloß in einigen Gedichten aus der leztern Hälfte des Schwäbischen Zeitpunctes; und denn stellet man sich den Nutzen, welchen sich die Sprache von dergleichen Bemühungen versprechen kann, immer ein wenig zu groß vor.

In dem Werke selbst werden von 210 Deutschen Dichtern und Prosaisten Charaktere geliefert, welche allerdings mit vieler Kunst geschildert sind. Indessen stößt doch dem Leser immer der Zweifel auf, ob der Verfasser auch wohl eine andere Absicht gehabt habe, als bloß zu unterhalten und durch eine blühende Einbildungskraft zu vergnügen. Denn schon die Schwierigkeit, in so vielen Charakteren die Einförmigkeit und

Eintönigkeit zu vermeiden, mußte dem Verfasser Fesseln anlegen, und ihn nöthigen, mehr auf die Abänderung seiner Schilderungen, als auf ihre genaue Übereinstimmung mit den Urbildern bedacht zu seyn. Dieß abgerechnet, sind die Charaktere mit vieler Geschicklichkeit gezeichnet, und können immer als ein schönes Werk der Kunst, obgleich nicht als Urkunden oder Belege zu einer Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur betrachtet werden; denn für den Gang der ruhigen und unpartheyischen Geschichte ist die Einbildungskraft des Verfassers zu lebhaft, und ihr Reichthum artet nicht selten in Üppigkeit und Luxus aus.

Der Verfasser theilt den großen Zeitraum der Deutschen Litteratur in gewisse Perioden. Die erste fängt sich bey ihm mit Carln dem Großen an und gehet bis auf Friedrich I. Von Carln spricht er in Ansehung der Sprache nicht mit dem übertriebenen Enthusiasmus, wie einige Neuere zu thun gewohnt sind. Daß sich von Carls eigenen Arbeiten nichts erhalten hat, ist wohl ein sicherer Beweis, daß sie von keiner Bedeutung gewesen sind. Der erste Deutsche Schriftsteller, welcher hier aufgeführet wird, ist Ottfried, obgleich Kero und der ungenannte Übersetzer einer Schrift des Isidor unstreitig noch vor ihm und Carln dem Gro-

ßen geschrieben haben. Die dem Ottfried in der Anmerkung beygelegte Erklärung der Psalmen gehöret nicht ihm, sondern Notkern zu. Ottfried, Notker und Willeram sind die einigen Schriftsteller, welche aus der ersten Periode aufgeführet werden, obgleich die ungenannten Verfasser des Siegesliedes auf Ludwig 3 und des Lobgedichtes auf den Erzbischof Anno eine vorzügliche Erwähnung verdient hätten, weil sich bey ihnen mehr Funken dichterischen Geistes finden, als in dem ganzen Ottfried.

Die zweyte Periode gehet von dem Kaiser Friedrich 1 bis auf Opitzen, und hätte billig in mehrere zertheilet werden sollen, weil die Veränderungen, welche die Deutsche Litteratur in dieser langen Zeit erlitten hat, beträchtlich sind. In der Einleitung wird von der aufblühenden Dichtkunst in diesem Zeitraume gehandelt. Daß der Geist der Ritterschaft aus Scandinavien nach Deutschland gekommen sey, ist wohl unerweislich. Er konnte in Deutschland so gut einheimisch seyn, als in Norden, indem er eine Folge der Lehensverfassung und des jetzt überall aufkeimenden Luxus war. Von den Schwäbischen Dichtern werden nur einige der vornehmsten, Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschebach,

bach, Reinmar der Alte, Heinrich von Osterdingen und Reinmar von Zweter geschildert. Gleich auf diese folgen Johann Tauler, Hugo von Trimberg, Heinrich von Alkmar, der für den wahren Verfasser des Reinike Fuchs gehalten wird, ungeachtet er selbst ausdrücklich sagt, daß er es nur aus dem Wälschen in die Niederländische Sprache übersetzt habe. Ferner, Sebastian Brand, einer der feinsten Köpfe seines Jahrhundertes; Joh. Geiler von Kaisersberg, dessen Muse ein Unhold von zweydeutiger Art genannt wird; Kaiser Maximilian I; Melchior Pfinzing, der hier als Verfasser des Theuerdankes aufgeführet wird; Albrecht Dürer, der hier mit allem Rechte eine Stelle verdienet; Thomas Murner, der Aretin seiner Zeit; Hans Sachs, dessen poetisches Genie aber auch niedriger und schlechter Geschmack nicht verkannt werden. Um des letztern willen ist er in unsern Tagen, (welche um deswillen eben nicht verzärtelt genannt werden dürfen,) unles'bar. Ulrich von Hutten; Luther, mit Recht hier der größte Mann seines Zeitalters, aber daß er sich seine Sprachregeln im Deutschen selbst geschaffen habe, ist zu viel gesagt; er würde alsdann seine Absicht, von jedermann verstanden zu werden, gewiß verfehlet haben. Johann Fischart, dessen Laune Gerechtigkeit, seiner seltsamen Sprache aber ein wenig zu viel

Ehre widerfähret. Johann Spreng, Übersetzer verschiedener Dichter des Alterthums. Burkard Waldis, einer unserer ersten Fabeldichter, von welchem Hr. Gadebusch in seiner Liefländ. Bibl. einige bisher unbekannte Nachrichten ertheilet. Waldis hat für sein Zeitalter Verdienste; allein sie werden hier, wie die Verdienste mancher anderer Schriftsteller ein wenig zu enthusiastisch geschätzt. Sebastian Frank, ein bekannter Schwärmer und Wiedertäufer, verdient den Nahmen eines Philosophen und Denkers gewiß nicht in dem Grade, in welchem er ihm hier beygelegt wird, weil er sonst nicht der Schwärmer hätte seyn können, der er wirklich war. George Rollenhagen und Ge. Rud. Weckherlin.

Die dritte Periode gehet bey unserm Verfasser von Opitzen bis auf Hallern. Von des erstern und mancher anderer Verdiensten um die Sprache spricht der Verfasser in dem gewöhnlichen Ton derer, welche der Schriftstellern alles beylegen. Da sich die Schriftsteller jetzt immer mehr häufen, so will ich sie nicht einzeln anführen. Aber ungern habe ich hier nebst manchen andern den Aug. Buchner vermißt, welcher um den Geschmack seines Zeitalters, und selbst um Opitzens Ausbildung entschiedene Verdienste hatte.

Vierte und letzte Periode, von Hallern bis auf das Jahr 1780, die stärkste, indem sie allein den ganzen zweyten Theil anfüllet, daher ich dem Verfasser hier noch weniger folgen kann. Ich bemerke daher nur überhaupt, daß dessen Schilderungen bey vielen Schriftstellern, z. B. Gottsched und Gellert, treffend und wahr sind, bey vielen aber auch in enthusiastisches Lob ausarten, wozu den Verfasser vornehmlich die einmahl erwählte bilderreiche und dichterische Schreibart verleitet zu haben scheinet. Die Sprache ist größten Theils rein und richtig, und würde es noch mehr seyn, wenn sich der Verfasser nicht in manche längst veraltete Wörter (z. B. bider, beginnen) verliebt, oder manche neue nicht analogisch richtige gewagt hätte, z. B. Bedeutsamkeit, Elendigkeit, Mannheit der Sprache, für männliche Kraft, Männlichkeit, weilen für verweilen, Denker, ein aus mehr als einer Ursache verwerfliches Wort, u. s. f.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Abhandlungen.

1.
Von der Orthographie fremder Nahmen und Wörter, S. 1.

2.
Von dem mildernden e im Hochdeutschen, S. 18

3.
Von zween, zwo, zwey, S. 37

4.
Verdienst der Schriftsteller um die Sprache, S. 45

5.
Von den Deutschen Schriftzeichen, S. 58

6.
Ersetzung des ausgelassenen Substantives durch Pronomina, S. 68

7.
Von der Ableitungssylbe ig, S. 78

8.
Vermischte Anmerkungen, S. 91

9. Herrn

9.
Herrn D. Antons in Görlitz Beschreibung dreyer Fragmente einer alten Bibel-Übersetzung in Deutschen Versen, S. 103

II.

Recensionen.

10.
Herrn Prof. Meister's Geschichte der Deutschen Sprache, S. 130

11.
Charaktere Deutscher Dichter und Prosaisten, S. 152

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 1,3

Leipzig (1782)

L.germ. 8-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583304-4
VD18 8025246X-001